Die Karawane

Vierteljahreshefte der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde

LUDWIGSBURG WÜRTT. BISMARCKSTRASSE 30

Nordische Länder

Wikinger - Mönche - Seefahrer

Bild auf der Titelseite:
Fischerboot in Narssaq (Grönland)

DIE KARAWANE

Heft 2 — 5. Jahrgang 1964/65

NORDISCHE LÄNDER

Wikinger - Mönche - Seefahrer

Herausgegeben im

KARAWANE-VERLAG LUDWIGSBURG

mit Unterstützung des Büros für Länder- und Völkerkunde
Ludwigsburg

INHALTSVERZEICHNIS

Seite

Prof. Dr. Friedrich Seebass
HELLULAND, MARKLAND UND VINLAND 3

Stud. Dir. Herbert Weise
SW-GRÖNLAND — unter besonderer Berücksichtigung der normannischen Besiedlung 13

Gymn. Prof. Dr. Dietrich Ottmar
DIE LOFOTFISCHEREI ZWISCHEN TRADITION UND FORTSCHRITT 34

Wiss. Rat Dr. Fritz Fezer
DER LAKE DISTRICT - eine skandinavische Landschaft in Nordengland 41

Dr. Wolfgang Hellwig
IRLAND - EIN NORDISCHES LAND? 46

Dr. Elisabeth Kleberger
DER EINFLUSS DER IRISCHEN MÖNCHS-KIRCHE AUF EUROPA IM FRÜHEN MITTELALTER 54

AUS DER FEDER UNSERER REISEFREUNDE 61

AUS DEM KREISE UNSERER MITARBEITER 63

LITERATUR UND ANMERKUNGEN 63

Prof. Dr. FRIEDRICH SEEBASS

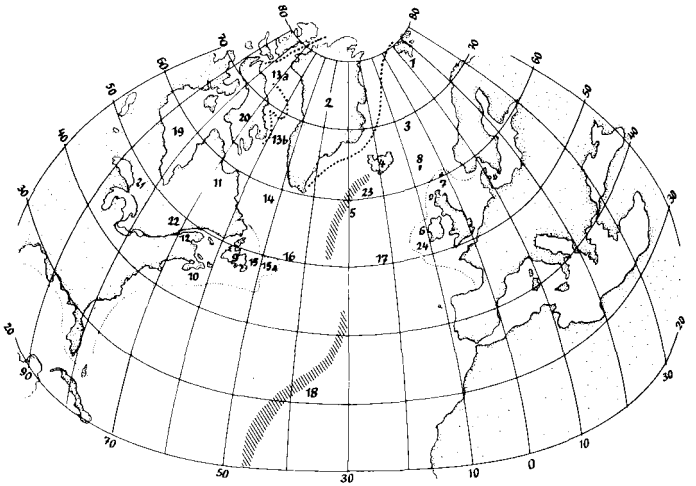
HELLULAND, MARKLAND, VINLAND

Im nördlichen Teil des Atlantischen Ozeans rücken die vom Ozean geschiedenen Kontinente der Alten Welt näher aneinander und gliedern mit ihren Inseln, Buchten, Gebirgsvorsprüngen und Tälern die weite Fläche des Atlantik in breite Meeresarme, Rand- und Nebenmeere auf, die dem Weltmeer einen anderen Charakter verleihen. Als südliche, natürliche Begrenzung des nordatlantischen Raumes kann eine Linie von dem südlichen Schelf der Neufundlandinseln über die „Vlämische Kappe" — Porcupine Bank vor Irland — zur Südspitze Irland gezogen werden; im Norden bildet die Packeisgrenze einen, wenn auch wechselnden, so doch gegebenen Abschluß.

Dieser Raum war vom ausgehenden 9. Jahrhundert bis zum Ende des 12. Jahrhunderts Tummelplatz geübter und derber Seefahrer, die mit ihren schlanken, wohlgebauten Schiffen mit den Wellen um die Wette liefen, obwohl dieses Segelrevier als eines der schwierigsten und gefährlichsten angesehen werden mußte. Kein Wunder, daß die seefahrenden Völker der Antike, die ihr Können auf dem Mittelmeer erworben hatten, sich nicht wie die Wikinger in diese nördlichen Breiten vorwagten. Sind es doch nicht nur die wechselnden Windverhältnisse der im Kampf miteinander um die Oberherrschaft ringenden Luftmassen tropischer, temperierter und arktischer Herkunft, sondern vor allem auch kräftige Meeresströmungen, die das Boot aus dem Kurs setzen, schier undurchdringliche Nebelmassen, vor allem auf der Westseite und um Island, wo der warme Golf-Irmingerstrom auf die eiskalten Wassermassen des Labrador- und Ostgrönlandstromes stößt, in denen man ohne Kompaß jede Orientierung verliert, ferner Eisschollen und die, zumal bei Nacht und Nebel, gefürchteten Eisberge, die von Grönland südwärts triften. Leicht konnte es auch geschehen, daß Schiffe vom schnell einfallenden Winter überrascht wurden und festfroren und daß der Proviant und das Wasser ausgingen. War man in Küstennähe, konnte man gegebenenfalls auf Seehund- und Eisbärenjagd gehen, wenn der Wettergott es zuließ.

Was trieb die Nordmannen zur Fahrt in diese Räume? Die Gegengestade waren ärmlich genug, boten keine Schätze und, da Wald zumeist fehlte, nicht einmal Feuerung für den Herd. Da keine Kauffahrerschiffe aufkreuzten, konnte man auch nicht dem

einträglichen Geschäft der Seeräuberei nachgehen. Auch mit der häufig angezogenen Abenteuerlust können wir uns nicht begnügen; sie war wohl vorhanden, aber nicht erste Triebfeder. Zwei Gründe waren bestimmend, die in den Charaktereigenschaften der damaligen nordeuropäischen Bevölkerung zu suchen sind: Einmal der unbeugsame Freiheitssinn der Herrengeschlechter, die sich keinem anderen Herrn unterordnen wollten, und zum andern der Wille zu ungestörter Besitzbeherrschung eines eigenen Gebietes. Dafür aber fehlte es im kargen Norwegen an Land, und so ist bei den kühnen Seefahrern der paradoxe Schrei nach Neuland-Eigenland die eigentliche Triebkraft gewesen. Die Kargheit des Neulandes, das harte Klima, die entsetzliche Öde subpolarer und polarer Räume schreckten nicht ab, sondern hoben die Widerstandskraft. Wurde ein Neuland entdeckt, das nur irgendwie besiedelbar war, so ging die Kunde davon wie ein Lauffeuer durch alle Heimathäfen und Schlupfwinkel der Seefahrer und man drängte zum Aufbruch. Nur so ist es zu erklären, daß Island innerhalb eines Jahrhunderts trotz aller Kargheit und Elendigkeit bis auf den letzten bewohnbaren Raum besiedelt war und man sich nach weiteren Räumen umsehen mußte. Der entscheidende Vorstoß nach Grönland, das schon Jahrzehnte zuvor gesichtet war, erfolgte durch einen isländischen Herrenmann, Rolf den Roten, der wegen Totschlag vogelfrei und landesverwiesen war. Er segelte 983 vom Bredefjord ab und gelangte noch im gleichen Jahr an die Südspitze Grönlands, wo er sich bei dem heutigen Julianehaab niederließ und einen Hof „Brattahlid" (= am Steilhang) anlegte. Hier wuchs etwas Gras, so daß das mitgeführte Vieh kärgliche Weide fand. Die Küstenmeere waren reich an Fisch, besonders aber an Robben und Eisbären, so daß man auch im Winter die Ernährung sicherstellen konnte. Der Wunsch, seine kleine Kolonie zu vergrößern, führte dazu, daß er drei Jahre später, nachdem seine Strafzeit abgelaufen war, nach Island zurückkehrte und eine größere Auswanderung von Island nach dem Neuland organisierte. Er hatte es „Grünland" genannt, weil er meinte, der Name müßte etwas Besseres vortäuschen, um Siedler anzulocken. Gleichzeitig mußte Holz zum Schiffs- und Hüttenbau von Norwegen oder Schottland beschafft werden. Von seinen 25 Schiffen gelangten aber nur 12 ans Ziel. Mit diesem Menschenzuschuß konnte die Südwestküste bis etwa in die Höhe von Godthaab allmählich in Besitz genommen werden. Später gelangten Nordmannen bis in die Gegend von Upernavik, wo auf der Insel Kingigtorsuak unter 72° 55" n. Br. von drei Nordmännern ein Runenstein errichtet wurde, der ankündigte,



Der nördliche atlantische Ozean

1 Spitzbergen
2 Grönland
3 Das Nordmeer
4 Island
5 Reykjanesrücken
6 Irland
7 Shetlandinseln
8 Färöer
9 Neu Fundland
10 Nova Scotia
11 Labrador
12 St. Lorenzstrom
13a Baffin-Meer
13b Davisstrasse
14 Labrador-Becken
15 Neu Fundland-Bank
15a Vlämische Kappe
16 Neu Fundland-Becken
17 Telegraphenplatte
18 Nordatlantischer Rücken
19 Hudson-Bay
20 Baffin-Insel
21 Provinz Ontario
22 " Quebec
23 Irminger See
24 Porcupine-Bank

..... Treibeisgrenze i. August \\\\\ untermeerische Erhebungen Schelfgrenze

Entfernung Südspitze Island – Nordwestspitze Neu Fundland 1823 Seemeilen.

daß sie hier überwintert hatten und im April wieder südwärts gezogen waren. Doch blieb diese Überwinterung nur eine kurze Episode. Das Land, das Rolf besiedelte, war bis dahin unbewohnt gewesen — Eskimos drangen erst im 14. Jahrhundert nach Grönland vor, als die 280 Höfe der Norweger und Isländer schon in Verfall zu geraten drohten.

Eines der Auswandererschiffe unter Führung von Bjarne Herjulfsson war im Nebel außer Kurs gekommen. Als sich die Nebelschwaden gelegt hatten, erblickte er westwärts in der Ferne Land, ein Küstengestade mit niederen Hügeln, das mit Wald bedeckt war. Er brachte die erste Kunde von einer „neuen Insel" nach Grönland. Im Jahre 999 segelte Rolfs Sohn Leif („der Glückliche") nach Norwegen, um im Auftrag seines Vaters mit den Geschlechtern am Trondheimfjord Verbindung aufzunehmen. Hierselbst wurde er von Norwegens größtem Wikingerfürsten und Helden Olaf Tryggvason empfangen und von die-

sem zum Christentum bekehrt. Olaf gab Leif den Auftrag, nach Grönland zurückzukehren und daselbst das Christentum einzuführen. Auf der Rückfahrt nach Grönland, im Jahre 1000, kam er in heftige Stürme und kräftige Meeresströmungen, die sein Schiff außer Kurs setzten und zu einer bisher unbekannten Küste verschlugen. Hier konnte man ohne Schwierigkeiten an Land gehen und daselbst fand Leif Gewächse von Wildwein vor, die man nur von südlicheren Gestaden kannte. Er nannte daher das Land: *Vinland*. Es scheint so, als ob Bjarne Herjulfsson und Leif Eriksson an die gleichen Küstengestade verschlagen worden waren. Den unzulänglichen Schilderungen nach muß man annehmen, daß das nicht die steilere und mehr unzugängliche rauhe, im Winter geschlossene Küste von Neufundland war, sondern die eisfreie und flachere Küste vom südlichen Neu-Schottland, wo man auch mit dem Vorkommen von Wildwein rechnen konnte. Der Labradorstrom, der auf der südlichen Neufundlandplatte kräftige Wirbel bildet, strömt von dort kräftig weiter längs der Küste Neuschottlands. Die häufigste Deutung des von Leif entdeckten Vinlands mit Nova Scotia scheint dementsprechend die nächstliegende zu sein, zumal angenommen werden muß, daß Leif nur an der Außenküste blieb und wahrscheinlich auch dieser entlang nordwärts zurücksegelte und so die zunehmende Kargheit des Gebietes an den Küsten feststellen konnte. Zurückgekehrt nach Grönland berichtete er seinem Vater von dem Neuland, der kurz darauf verstorben sein muß. Leif scheint erneut nach Vinland gesegelt zu sein. 1003 rüstete er eine Expeditionsflotte von 3 Schiffen aus mit Auswanderern an Bord.

Vornehmlich zwei isländische Quellen geben uns Kunde von diesen Ereignissen, einmal die Niederschriften des norwegischen Herrenmannes Haukr Erlendsson, der von 1294—99 „Lagman" (Gesetzeshüter und oberster Rechtsprecher) auf Island war. Seine Aufzeichnungen sind im sogenannten „Hauksbók" zusammengefaßt, das u. a. die „Eiriks saga hins rautha" enthält, die über die Entdeckungsfahrten Erichs des Roten und seines Sohnes Leif und deren Gefolgsmänner berichtet. Zum andern die „Grönlendinga thattr", die im Flateyarbók niedergelegt ist, eine Handschrift, die vor 1380 abgefaßt worden ist und einem isländischen Hofbesitzer auf der Flat-insel gehörte. Wenn auch in den isländischen Quellen bekanntlich Tatsache, Sage und Dichtung in einem farbigen Kunterbunt aufgezeichnet wurden, so kann man ihnen doch bei notwendiger Kritik wesentliche historische und historisch-geographische Tatsachen entnehmen, zumal wenn sie

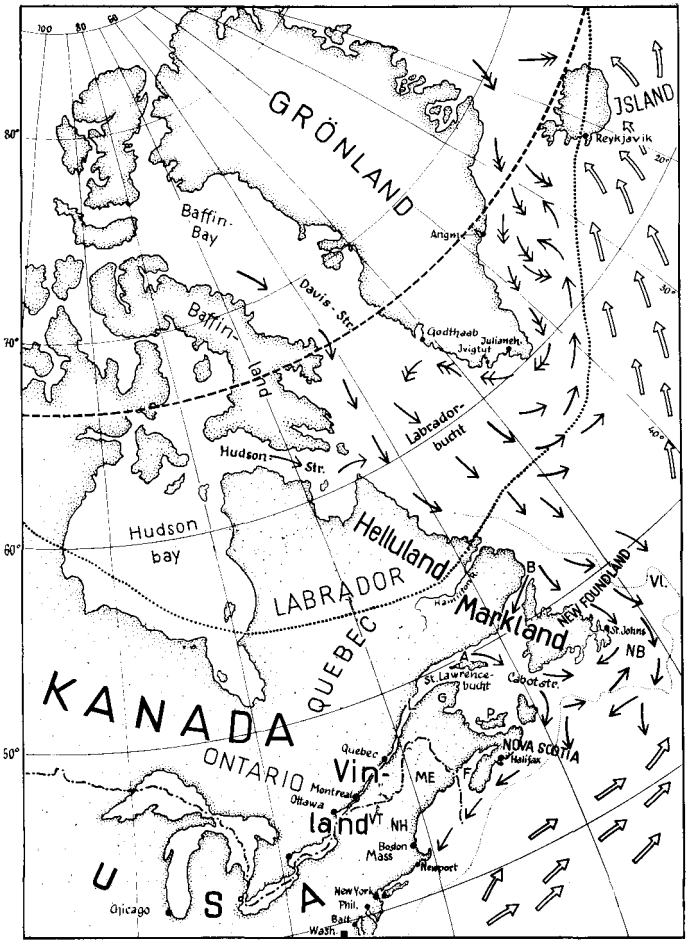
von früheren Gewährsmännern unterstrichen werden. Zwei solche Gewährsmänner geben ein ziemlich klares Zeugnis ab; einmal der Bremer Abt Adam von Bremen in seiner „Hamburgischen Kirchengeschichte" um 1075 und später der isländische Chronist Arne Frode Torgilsson in seinem „Islendigabók" ca. 1120. Nach ihnen war „Vinland" wohlbekannt — es wird als eine Insel geschildert und — folgen wir Adam von Bremen — „hinter dieser Insel" beginnt die Anökumene, gibt es kein bewohnbares Land und alles ist von undurchdringbaren Eismassen bedeckt und in ein endloses Dunkel gehüllt. Es liegt auf der Hand, daß Adam Vinland zu einem Gebiet direkt neben Grönland rechnete, was der allgemeinen damaligen Auffassung entsprach. — Die beiden obengenannten isländischen Quellen divergieren ziemlich stark und geben geographisch sehr wenige Anhaltspunkte. Wir greifen die Sätze heraus, die im Wesentlichen als wahrheitsgemäße Schilderungen erscheinen und die auch mehreren Forschern nach der Lage und Wesensgestalt Vinlands als Unterlage gedient haben dürften. Die Ansichten darüber müssen naturgemäß wesentlich auseinandergehen, da allenthalben das argumentum ex silentio die Grenze zwischen Tatsache und Spekulation zieht. Die grundlegende Arbeit über die Gesamtfrage scheint mir die von G. Storm in seinen „Studier over Vinlands rejserne" (Aarböger for Nordisk Oldkyndighet 1887) zu sein. Er verlegt Vinland nach Nova Scotia. Die meisten der von Geographen verfaßten Länderkunden (Dietrich, Machatschek usw.), schließen sich dieser Meinung an. K. Weinhold, ein guter Kenner isländisch-altnordischer Schriften (K. Weinhold — G. Sieber: „Altnordisches Leben" 2. Aufl. 1938) versteht kategorisch unter Helluland = Neufundland, unter Markland = Neuschottland und unter Vinland = die Neuenglandstaaten. M. Thórdarson („The Vinland voyages" in Amer. Geogr. Soc. R. S. 18 1931) versteht unter Vinland Nova Scotia und Maine. R. Hennig („Terrae incognitae II" 1944) sucht Vinland in Massachusetts, nachdem er zunächst an Neu-Braunschweig gedacht hat. Mit Helluland bezeichnet er die Labradorküste. Eine abweichende Ansicht vertritt Steensby („The norsemen's route Köbenhavn" 1918). Er sucht Vinland im oberen Mündungsgebiet des St. Lorenzstromes, etwa gegenüber von Quebec.

Es lassen sich weitere Deutungen anschließen — die Verschiedenheiten in der Beurteilung der Lage Vinlands beruhen vor allem auf zwei wesentlichen Fragestellungen. Einmal: „Wie weit war das zuerst von Leif Eriksson entdeckte Gebiet identisch mit dem Gebiet, das die späteren Expeditionen als Vinland bezeichne-

ten?“ und zum anderen: „Welchen Weg nahm die Vinlandexpedition von 1003—1006 von Grönland nach Vinland?“ Es zeigt sich, daß man bestimmten Wegen folgen und daran die Lage von Vinland knüpfen muß.

Folgen wir der Vinlandsucherexpedition, die im Jahre 1003 von Grönland aufbricht. Drei Schiffe segeln unter Führung von Thorfinn Karlsefni südwestwärts — der natürliche Weg führte an die nordöstliche Küste Labradors, der man entlanggesegelt sein dürfte. Das Land bot einen trostlosen Anblick — ein hartes, vom Eis abgeschliffenes Felsenland, von Frost und Regen zerfurcht, die Küste auf der Brandungsterrasse von Eisschollen abrasiert, von Felsblöcken übersät; eine öde, trostlose Tundralandschaft breitet sich landeinwärts aus. Der wetterzerbissene Krüppelwald, der sich weiter südwärts anschließt, nimmt wenig von dem Bilde der Trostlosigkeit. Karlsefni gab diesem Gebiet den Namen „Helluland“ (isl. = Felsenland). Erst mit Erreichen der Mündung des Hamiltonflusses wird die karge Landschaft von einer Koniferenwaldoase abgelöst, und südlich von 51½° n. B. beginnt der Nadelwald dichter zu werden und der Landschaft einen mehr geschlossenen Charakter zu verleihen. Seine Bestände an Fichten, Lärchen, zwischen denen auch Pappel- und Espenbestände auftreten, sind besser gewachsen und als Bauholz geeignet. Diesen südlicher gelegenen Raum nannte Karlsefni „markland“ (isl. = Waldland), das dem südlichsten Teile der Labradorküste, aber auch Neufundland entsprechen dürfte.

Mit Erreichen der Belle Isle-Straße stehen wir am Scheideweg. Der Hauptstrom des Labradorstromes, dem auch die Eisschollen folgen, geht weiter südwärts; ein Nebenzweig teilt sich hier ab und führt in die Belle Isle-Straße. In dieser sperren hineingetriebene Eisschollen in der kälteren Jahreszeit die Einfahrt, doch ist die Strömung auch hier so kräftig, daß in der segelbaren Jahreszeit die Straße gut benutzbar ist. Ist nun Leif Eriksson auf seiner zweiten Fahrt kurz nach dem Jahre 1000 und ebenso die Expedition vom Jahre 1003 der Außenküste gefolgt, so müssen wir Vinland *südwärts* von Neu-Fundland suchen und kommen somit auch zu dem zuerst von Leif Eriksson entdeckten Küstenraum. Die wenigen Vegetationsangaben und die Mitteilung, daß die Wintertage niemals kürzer als neun Stunden wären, treffen für das südliche Nova Scotia und die nördlichen Neuenglandstaaten voll zu, und da nähere geographische Angaben fehlen, kann man Vinland durchaus mit diesem Raume gleichsetzen. Man dürfte dann auch annehmen, daß verschiedene Vinlandfahrer diesen Weg gesegelt sind.



Grenze der Arktis
Labradorstrom
Ostgrönlandstrom
Golfstrom
Staatsgrenze Kanada - USA
Kontinentalsheff

A Anticosti-Insel
F Fundy-Bay
P Prince Edward-Insel
L St.Lawrence-Strom
G Gaspé-Halbinsel
B Belle-Isle-Strasse

ME Maine
VT Vermont
NH New Hampshire
Mass Massachusetts
VI. Vlämische Kappe
NB New Foundl.-Bank

Vermutliche Lage von Helluland, Markland und Vinland

Unsere Anschauung über die Lage Vinlands muß sich aber ändern, wenn wir den Schiffen durch die Belle Isle-Straße in die St. Lorenzbucht folgen oder wenn wir an Neufundland vorbeisegeln und durch den Cabotsund in die Lorenzsee gelangen. Die natürliche Fortsetzung dieser Route muß zum St. Lorenzstrom führen und der Wikinger, der nicht dieser Stromstraße aufwärts folgte, dürfte nie geboren worden sein. Denn in der Beherrschung der Strom- und Flußwege mit gelegentlichen Übergängen über Landengen, wobei man die Schiffe auf Holzrollen setzte, war der Wiking unübertroffener Meister. Freilich, das Segeln durch die Belle Isle-Straße und durch die Lorenzsee zum Lorenzstrom und diesen aufwärts war schwieriger, als die Fahrt an der Außenküste abwärts. Denn die Eisverhältnisse waren wesentlich schwieriger und konnten Überwinterungen vor der Weiterfahrt bedingen, wenn die Jahreszeit schon fortgeschrittener war.
Hier geben uns die Schilderungen in den isländischen Quellen einige schwache Anhaltspunkte. Es heißt daselbst: „Thorfinn fuhr mit seinen drei Schiffen längs der Küste von Helluland und Markland bis zu einer schmalen Halbinsel Kjalarnes und zu einem Sandstrand am Furdu-Strandir (also an einer mit Kiefern bewachsenen Küste), worauf man am Straumenfjord überwinterte." Der Name Strauma (Strömung) kommt noch heute in Norwegen vor als Bezeichnung eines schmalen Fjordausganges, in dem ein kräftiger Strom durchzieht und zwar bei Flut bergwärts mit Gefälle in den Fjord und bei Ebbe mit Gefälle seewärts — berühmt ist dafür Straumen bei Bodö, der dieses Phänomen großartig zeigt. Zwei Stellen treffen besonders gut auf diese Angabe zu, einmal der Sundeingang zwischen Labrador und Neufundland, dessen Nordwestseite in eine lange, schmale Halbinsel ausläuft, die die Belle Isle-Straße im Osten begrenzt. Bei Flut wird das Wasser der Labradorsee in die Straße hineingepreßt, von der Labradorströmung noch unterstützt, bei Ebbe flutet das Wasser seewärts und stößt hier auf den Labradorstrom, so daß Wirbel entstehen. Die andere Stelle liegt im Innern der Fundybay, die Neuschottland von Neu-Braunschweig trennt. Hier befindet sich der gewaltigste Tidenhub der Ozeane, der bisher gemessen wurde, mit 15,5 m bei Springflut. Sollte diese Stelle damit gemeint sein, so würde Neuschottland die lange, schmale Halbinsel sein, an deren innerem Teil man überwinterte. Es gab dann die Möglichkeit, weiter südwärts zu segeln, um nach Maine zu gelangen — oder man stieß nach Neu-Braunschweig vor. Nur hätten die Winterverhältnisse südlich Nova Scotia weniger einer Überwinterung bedurft, wenn der Winter nicht besonders streng

war. Vom Straumafjord fuhr man weiter südwärts zu einer Stelle, die man Hóth benannte. Kommt man von der Lorenzsee, so muß dieses Hóth am Lorenzstrom gesucht werden. Bei Hóth fand man übergebene Fluren mit wildem Weizen (vermutlich wildem Reis) und weitverbreitet Wildweintrauben. Hierselbst kamen auch die Nordmannen mit den Eingeborenen in Berührung, vermutlich mit Indianern, die zum Sprachstamm der Algonkin gehörten. Die grönländischen Wikinger bezeichneten sie mit „Skraelingiar" (skral = schlecht). Sie werden als dunkelhäutige Männer von wildem, grausamem Aussehen, mit struppigem Haar, großen Augen und hervorstehenden Kieferknochen geschildert. Die Kolonie, die sich in Hóth niedergelassen hatte, begann zunächst Tauschgeschäfte. Man erhandelte gutes Pelzwerk gegen bunte Kopftücher. Die Skrälinger wollten auch Waffen eintauschen, die ihnen Bewunderung abnötigten, worauf sich aber die Nordmannen nicht einließen. Die Waffen der Wilden bestanden aus Steinäxten, Schleudern und Pfeilen. Allmählich entstanden Streitigkeiten, Mord aus dem Hinterhalt und dann wiederholte Überfälle auf die Kolonie. Die mit ihren Kanus anstürmenden Indianer konnten nur mit Mühe zurückgeschlagen werden. Bei den Kämpfen benutzten die Wilden eine eigenartige Kampfweise. Von einer hohen Stange schleuderten sie einen größeren Stein, der in einen Lederbeutel eingenäht war, auf dem magische Zeichnungen angebracht waren. Es waren sogenannte Dämonenköpfe, mit denen man den Feind einschüchtern wollte. Bei diesen Kämpfen fiel auch der Führer der Nordmannen. Danach beschlossen die Kolonisten den Rückzug bis zum Straumfjord, dessen Ufer anscheinend nicht besiedelt waren. — Die Kampfesschilderung läßt mehr oder weniger erkennen, daß die Kämpfe an einem Fluß stattgefunden haben müssen, oder an einem Binnensee, wo die Kanus von der Strömung nicht abgetrieben wurden. Es liegt auf der Hand, daß die Indianer in einer gewaltigen Überzahl gewesen sein müssen, sonst hätten sich die kampferprobten Nordleute ihrer erwehren können. Hóth muß also in einem stärker bevölkerten Gebiet gelegen haben, das den Indianer gute Weidegründe und Anbauflächen gab — die Art der Bebauung scheint auf ein Halbnomadentum hinzudeuten. Steensbys Ansicht, daß Vinland im Raum von Quebec gelegen haben muß, ist daher nicht von der Hand zu weisen, ja man möchte sogar das Gebiet bis zum Ontariosee ausdehnen mit seiner fruchtbareren Ackerkrume und den erst spät auftretenden Herbstfrösten. Weiter westwärts, auf der Halbinsel zwischen Erie und Ontario befinden sich heute

bekannte Weinanbaugebiete.
Zusammenfassend könnte man folgende Anschauung vertreten: Zwei Gebiete kommen in erster Linie als Raum für das „Vinland" der isländischen Erzählungen in Frage: Einmal das Gebiet vom südlichen Nova Scotia, die Gegend um die Fundy Bai, dann das südwärts sich anschließende Land Maine; zum andern Niederlassungen am Lorenzstrom und am Ontariosee. Vermutlich müssen wir mit diesen beiden Gebieten „Vinland" rechnen, das erstgenannte wäre das Vinland Leif Ericssons und das zweite der Kolonieraum der Vinlandexpedition.
Weitere Kolonistenschiffe dürften im Laufe des 11. Jahrhunderts in die neuerschlossenen Gebiete gekommen sein, doch geben keine Quellen darüber Auskunft. Grönlands erster Bischof, der Isländer Erik Gnupson, kam um das Jahr 1112 nach Grönland. Von ihm wird berichtet, daß er im Jahr 1121 auf einer Fahrt nach Vinland umkam. Nach und nach verloren die Kolonien in Vinland den Kontakt mit den Mutterländern, wenn auch mehrfach noch grönländische Schiffe anlangten, um Bau- und Schiffsbauholz zu holen. Nach Thorkall Johannesson kam noch 1347 ein Schiff von Grönland nach Markland, vielleicht mit einem Rest der grönländischen Siedler, die sich vor den Eskimos zurückzogen. Nach der großen Pest, die ja über ein Drittel der norwegischen Bevölkerung dahinraffte (Mitte des 14. Jahrhunderts), dürfte die Fahrt auf dem Nordatlantik zum Erliegen gekommen sein — die Vinlandkolonien, denen es an Nachschub gebrach und die durch Krankheiten (Auszehrungs-Tuberkulose) geschwächt waren, gingen ihrem Untergang entgegen.
Als schon fünf Jahre nach Columbus der Genuese John Cabot im englischen Auftrag nach Neuschottland und zu dem Gebiet der späteren Neuenglandstaaten kam, konnte er ebensowenig wie die beiden portugiesischen Brüder Cortereal 1500—1501 eine Spur von alten Normannensiedlungen entdecken, auch nicht der Franzose Jaques Cartier, der ein paar Jahrzehnte später den Lorenzstrom erforschte und Begründer der französischen Kolonien in Nordamerika wurde. Keinerlei verwilderte Pferde, Rinder oder Schafe, keinerlei Gebräuche bei den Eingeborenen, kein Runenstein erinnerten an die Wikingerkolonien des 11. und 12. Jahrhunderts. Fritjof Nansen ging deshalb so weit, daß er überhaupt ein Bestehen solcher Kolonien leugnete und die Entdeckung Nordamerikas 500 Jahre vor Columbus in den Bereich der Sage zurückwies.
Immerhin schien die Vinlandentdeckung nicht ganz in Vergessenheit geraten zu sein. Im Zusammenhang mit der Suche nach dem

Seeweg nach Indien forderte der König von Portugal den dänischen Landesherren auf, nach den von Leif Ericsson entdeckten Ländern zu forschen. Unter dem Dänen Didrik Pining und dem Norweger Jon Skolp soll ca. 1474 eine dänische Expedition nach Neufundland und dem St. Lorenzstrom gegangen sein. Doch sind nur mündliche Überlieferungen vorhanden, schriftliche Quellen fehlen. Über den Ausgang der Expedition ist nichts bekannt. Eine Möglichkeit besteht, daß die portugiesischen oder spanischen Herrscher vage Vorstellungen besaßen (s. a. H. Nelson: Nordamerika Bd. I, Stockholm 1935 pg. 134).
Vinland teilt das Schicksal aller Wikingergründungen — sie blieben episodenhaft, weil die Mutterländer keine Kraft mehr auszustrahlen vermochten — die Wikingerkolonisten starben hinweg oder gingen in einem anderen Volkstum auf. Nur eine Kolonie hielt sich, weil sie als einzige sich selbständig machen konnte und ein eigenes Kulturzentrum schuf, das sich auch gegen alle Widerwärtigkeiten der Natur und der isolierten Lage behaupten konnte: Island. Den Vinlandsagas aber verdanken wir die älteste Indianergeschichte, die Europäer geschrieben haben.

Stud. Dir. HERBERT WEISE

SW-GRÖNLAND - unter besonderer Berücksichtigung der normannischen Besiedlung

Mit dem Namen Grönland verbinden sich im allgemeinen die Vorstellungen von Eis und Schnee, Nebel und Sturm. Man erinnert sich dabei wohl auch der zahlreichen Tragödien in der Geschichte der Polarforschung, die sich unter diesen Naturelementen abgespielt haben. Weniger besinnt man sich vielleicht auf die Bedeutung des Namens „Grünland", der im Widerspruch zu all dem zu stehen scheint. Doch damit ist die Brücke zu den denkwürdigen Fahrten der Wikinger, der Entdeckung Grönlands und der Amerikas geschlagen. Der Name Grönland gewinnt Sinn, wenn man ihn etwa als einen Werbeslogan für normannische Siedlungspropaganda im alten Norwegen und im neuen Island ansieht: Erich der Rote suchte hier Männer, ja, ganze Familien, die in dem von ihm gefundenen — nach seiner Meinung zukunftsreichen — Land wohnen wollten, um sich nicht dem norwegischen König Harald Schönhaar unterwerfen

zu müssen, der gegen Ende des ersten Jahrtausends Zug um Zug ein norwegisches Königtum errichtete.

Die geographischen Merkmale Grönlands sind kurz umrissen: Grönland ist mit 2 175 600 km² die größte Insel der Erde; sie ist fast neunmal so groß wie die Bundesrepublik. Von 59° 46' (Cap Farvel) reicht es über 2600 km bis 83° 39' n. Br. 1 833 900 km² davon sind mit Inlandeis bedeckt, das sind rund 82 %. Das eisfreie Küstengebiet umfaßt demnach 341 700 km², und hiervon sind nur etwa 150 000 km² bewohnt, das entspricht 0,7 % von Grönland oder 43 % der eisfreien Küste. Zweidrittel aller grönländischen Siedlungen liegen an der Westküste. Die Einwohnerzahl schwankt seit 1955 um 28 000 (Geogr. Stat. i. Peterm. Geogr. Mitt. 105, Jg. 1961).

Die geographische Eingliederung Grönlands ist nicht so einfach: geologisch gehört es zu Nordamerika, klimatisch zur Arktis, geschichtlich zu Europa, politisch zu Dänemark, strategisch zu den USA und luftverkehrsgeographisch hat es globale Bedeutung.

Die *klimatischen Verhältnisse* Grönlands sind recht unterschiedlich. Die Eiskappe nimmt selbstverständlich eine Sonderstellung ein. Hier bleiben die Temperaturen in jedem Monat unter 0 Grad und sinken als Minimum auf — 32 Grad in der Mitte des Inlandeises. Das Eis hat im Schnitt eine Mächtigkeit von 1500 m, das Maximum liegt über 2000 m. In Ostgrönland erreicht die Eiskappe ihre größte Höhe von 3700 m, und im Norden werden sogar Depressionen von — 250 m vom Eis überdeckt. Grönlands Eiskubator mit 2,6 Mill. km³ stellt 12 % des Eisvolumens der Erde dar (nach den Ergebnissen der französ. Expedition von P. E. Victor). Die Randgebiete SW-Grönlands lassen hinsichtlich der Temperaturen offensichtliche Differenzierungen nach Lage und Jahreszeit erkennen, wobei sich die inneren Fjordlandschaften deutlich von den äußeren Küstenzonen abheben:

Ivigtut	— 8,4 ° (Jan.)	+ 9,8 ° (Juli)
Julianehåb	— 9,0 °	+ 8,4 °
Godthåb	— 10,1 °	+ 6,5 °
Upernavik	— 23,0 °	+ 4,9 °

Das Jahresmittel im südlichen eisfreien Küstenraum beträgt etwa + 1 °; eine Abnahme gegen den Norden ist verständlich. Die innere Fjordlandschaft ist auch deshalb begünstigt, weil die hohe Lufttrockenheit infolge der föhnartigen Winde, die vom Inlandeis herabwehen, geringe Niederschläge und Nebelfreiheit zur Folge haben. Die äußeren Küstengebiete hingegen unterliegen den regen- und nebelbringenden Seewinden.

Ein Kajak (Fellboot der Männer)

Die Eisverhältnisse der See um Südgrönland werden zwangsläufig durch die Strömungen des Meeres und die Winde gelenkt. Der Ostgrönlandstrom bringt das aufgebrochene Packeis von der Ostküste und aus dem arktischen Norden. Im Grönländischen nennt man dieses Packeis „storis", das die Ostküste meist auch im Sommer blockiert. Vom Mai bis Juni gelangt dieses Eis auch um Cap Farvel bis an die Westküste unter dem Einfluß der Westgrönland-Drift und verstopft gelegentlich — besonders bei Westwind — die Fjordausgänge SW-Grönlands. Im Juli und August nimmt dieses Drifteis mehr und mehr ab, so daß die SW-Küste fast ganz eisfrei wird. Die Westgrönland-Drift ist ein Mischstrom aus dem kalten Wasser des Ostgrönlandstromes und dem warmen des bei Island sich vom Golfstrom abzweigenden Irmingerstromes. Diese Drift biegt etwa auf der Höhe von Godthåb nach Westen, um dann im Zuge des Labradorstromes Südrichtung anzunehmen. Den Wikingern war dieses hier aufgezeichnete Strömungsbild sicher bekannt geworden, und es hat für das Gelingen ihrer Westfahrten größte Bedeutung gehabt, worauf später noch zurückzukommen sein wird.

In den Fjorden von SW-Grönland muß man drei Arten von Eis unterscheiden: das Treibeis, das nur bei Westwind eindringt; das Kalbeis, das von den in die Fjorde mündenden Gletschern stammt und schließlich das eigentliche Fjordeis, das sich im Winter bildet und zu Beginn des Sommers meerwärts treibt.
Landschaftlich gehört SW-Grönland zu den eisfreien polaren Landschaften, einer Region zwischen der polaren Wald- und Schneegrenze. Dieser Bereich ist pflanzengeographisch durch die Tundravegetation charakterisiert, gehört zur Frostschuttzone der arktischen Länder und schließt damit alle Periglazialerscheinungen ein. Das Inlandeis geht an seinem Rande in die Nunatakzone über, ein Gebiet, in dem die höchsten Spitzen des Untergrundes aus dem Eise ragen. Allmählich löst sich die bisher geschlossene Eisdecke auf in einzelne Eisströme von oft gewaltigen Ausmaßen, durchsetzt von einem regelmäßigen Spaltensystem, das durch Untergrund, Fließrichtung und -geschwindigkeit bedingt ist. Der auch in Grönland seit etwa 1920 beobachtete Gletscherrückgang hat zur Anhäufung beachtlicher Seitenmoränen geführt, deren graue Schuttmassen sich deutlich vom gewachsenen Fels abheben. Diese Eisströme enden schließlich in den Fjorden, die in der vom Eis verlassenen und von ihm geglätteten kahlen Rundhöckerlandschaft eingebettet liegen und in SW-Richtung gegen das Meer geöffnet sind. Soweit die Gletscher bis an das Wasser der Fjorde reichen, schieben sie sich über diese Wasserfläche etwas hinaus, bis dieser Gletscherrand schließlich den Zusammenhang mit der Eismasse verliert und stückweise ins Fjordwasser abbricht: der Gletscher kalbt. Fjorde dieser Art führen Eisberge, die in bizarren, oft grotesken Formen und Farben vom reinen Weiß bis zum besonders eindrucksvollen Türkis meerwärts schwimmen. Andere Fjordenden sind infolge der nacheiszeitlichen Landhebung bereits so mit Gletscherschutt angefüllt, daß die Gletscher selbst oft weit im Innern des Fjordes auf der Schottersohle enden. Diese einförmigen Schotterebenen werden von den milchig trüben Schmelzwassern durchzogen, die vielfach planlos auf der Schotterdecke hin- und herpendeln, bevor sie das freie Wasser des Fjordes erreichen. Solche eisfreie Fjorde sind für die Schiffahrt natürlich sehr vorteilhaft, was die Normannen bei der Auswahl ihrer Siedlungsstätten offensichtlich erkannt hatten. Vielfach erhält ein solcher Fjord aber durch einen Seitenarm erst die Zufuhr von Eisbergen. Diese Erscheinung ist besonders auffällig im Tunugdliarfik (Eriks-Fjord) an der Stelle — unterhalb von Brattahlid —, an der der eisbergführende Korok einmündet. Auch die alte Siedlung Gardar (Iga-

Das Inlandeis (im Hintergrund) löst sich gegen die Westküste in riesige Gletscherströme auf

liko) liegt an einem solchen eisfreien Fjord.
Diese innere Fjordlandschaft ist nicht nur eine ausgesprochene Tundra, sondern nähert sich bereits der polaren Waldgrenze, die sich hier mit dem Auftreten kleiner und auch größerer (bis zu 5 m hohen) Birken, Weiden, Erlen und Vogelbeerbäumen abzeichnet. In geschützten Niederungen dehnen sich weite Grasfluren aus, die neben den Gehölzen die Grundlage der normannischen Besiedlung boten. Gegen den Ausgang der Fjorde beherrschen niedere Rundhöcker und eine weite Schärenwelt das Landschaftsbild. Die oben geschilderten ungünstigen Eisverhältnisse in der äußeren Fjordregion hemmen natürlich besonders die Schiffahrt und sind auch der Grund dafür, daß die Wikingersiedlungen in den inneren Fjordgebieten lagen.

Das Gesamtlandschaftsbild SW-Grönlands außerhalb der Eisrandzone ist im Sommer vielseitig und rasch wechselnd. Vegetationsarme Rundhöckergipfel lösen sich mit steilen Fjeld-Gebirgsabbrüchen ab; an den weniger geneigten Böschungen verbreiten sich Zwergsträucher; Nordabhänge sind moosbedeckt,

und in sonnenreichen, feuchten Niederungen und an Flußufern wachsen Weiden, in geschützteren Lagen auch Birken, Erlen und Vogelbeerbäume — wenn auch meist in Krüppelform. Wasserreiche Täler lassen Kraut- und Blütenpflanzen so zahlreich aufkommen, daß man schier vergessen möchte, in Grönland zu sein. Die glazialen Schottermassen zeigen in den mehr Schutz bietenden Blockmeeren eine Flechten- und auch Strauchvegetation, während die Sand- und Kiesfelder meist pflanzenarm sind. Neben weiten Grasfluren trifft man auf Moossumpfsenken, die häufig durch ausgedehnte Wollgrasflächen überraschen. Die eigentliche Küstenzone mit ihrem Nebelreichtum wird beherrscht durch die moosbedeckten, gelegentlich schon von Zwergsträuchern erkämpften oder ganz kahlen Schären.

Die geologischen Verhältnisse des ziemlich schmalen eisfreien Küstengebietes SW-Grönlands sind nicht immer ganz einfach zu klären, da der Zusammenhang mit dem unter dem Inlandeis liegenden Teil des grönländischen Schildes nur Vermutungen zuläßt. Präkambrische Gneise und Granite und jüngere paläozoische rote Sandsteine, die meist stark metamorphisiert sind, bilden den petrographischen Grundstock, der im Zuge der kaledonischen Faltung starken Dislocationen unterworfen wurde. Durch Deckfalten eingeschlossene Sedimente wurden stark verändert, so daß besonders die häufig vorkommenden roten Sandsteine zu Quarziten umgestaltet wurden. Tertiäre Ablagerungen liefern den Beweis eines wärmeren Klimas vor der quartären Vereisung. Alte und junge vulkanische Ergußgesteine sind entlang der Schwächelinien emporgedrungen, die während der paläozoischen und tertiären Gebirgsbildungen entstanden waren. Fast alle Täler und Fjorde sind an solche tektonischen Risse gebunden.

Die vielfältige Oberflächengestaltung des Landes ist eine Folge der Verschiedenheit und der Widerstandsfähigkeit der Gesteine und auch der mannigfachen Stärke der Erosionskräfte. Die stabilen Gneise und Granite bilden die Rundhöcker, erst in Höhen über 1000 m nehmen sie spitze und bizarre Formen an. Der Sandstein neigt zu Ebenen und Tafelbergen mit cañonartigen Tälern. Die Diabasgänge im Grundgebirge unterliegen einer schnellen Verwitterung. In den Fjorden bilden diese ausgewitterten alten Ergußgesteine häufig Buchten, die den Nordmännern ebenso willkommen waren wie die zwischen zwei Fjorden liegenden Diabasgangniederungen, die sie als naturgegebene Übergänge benutzten. Diese Diabasgänge sind auch die Fundstätten des von den Wikingern und auch von den Eskimos be-

Im Eriksfjord läßt die Landschaft die vielseitige petrographische Struktur des Gesteins und deren morphologische Folgen durch die Verwitterung erkennen

gehrten Specksteines, aus dem sie ihre feuerfesten Kochgeräte schnitzten. Das Vorkommen von Thermalquellen deutet darauf hin, daß die tektonischen Vorgänge noch nicht zur Ruhe gekommen sind. Heiße Quellen finden sich bereits auf den alten grönländischen Karten aus der Mitte des 18. Jahrhunderts. Historische dänische Berichte aus dem Jahre 1380, die von kochenden Quellen und feuerspeienden Bergen in Grönland sprechen, dürften wohl an den wahren Verhältnissen vorübergegangen sein; vermutlich liegen hier Verwechslungen mit dem benachbarten Island vor. Dennoch findet sich auf der Insel Unartok eine Therme von 40 Grad. An Bodenschätzen sind die Kryolithlager von Ivigtut, die kretazeische Kohle der Disko-Insel und das Bleiglanzvorkommen von Mestersvig an der Ostküste zu nennen. [1])

Staatlich gesehen, gehört Grönland zu Dänemark; die Verfassung von 1953 gliedert es ins Mutterland ein und verankert zugleich eine bürgerliche Gleichstellung mit diesem. Das Grönlandministerium in Kopenhagen — zu dem auch zwei grönländische Abgeordnete zählen — übt grundsätzlich die Regierungsbefugnisse in Grönland aus. Der Verwaltungssitz ist Godthåb an der Westküste, einem Gebiet, das seiner großen Siedlungsdichte wegen allein berechtigt ist, die beiden Abgeordneten zu bestimmen. Das dünnbesiedelte Nord- und Ostgrönland hingegen untersteht unmittelbar dem Grönlandministerium. Die Rechtssprechung wird nach dänischem Recht geübt, wobei der Natur des Landes entsprechende Sonderbestimmungen vor allem im Strafrecht gelten. Als Flagge wird die dänische gezeigt; die Landessprache ist dänisch; Schulpflicht besteht vom siebenten bis zum vierzehnten Lebensjahr. Die soziologische Natur ist bestimmt durch die Abhängigkeit von den Naturgegebenheiten, durch den Eskimoeinschlag im Volkselement, durch die Sozialpolitik der Dänen und nicht zuletzt durch die Einbeziehung Grönlands in den militärischen Schutz der USA. Die vierzehntägig erscheinende Zeitung „Grönlandposten/Atuagagdliutit" ist in dänischer und grönländischer Sprache gedruckt. Kaum unterscheidet sich diese Zeitung von einem unserer Tageblätter; ihr Inhalt reicht vom politischen Leitartikel über den unentbehrlichen Roman bis zu den comic strips. Interessant bleibt der reichhaltige Anzeigenteil, der ganz auf die Bedürfnisse Grönlands ausgerichtet ist; vom Außenbordmotor über die Nähmaschine bis zum Tonic-Water wird alles angepriesen, was dem Grönländer das Leben in der kargen Natur erleichtert, verbessert oder erfreulicher macht.

Die politischen Daten Grönlands aus der jüngsten Neuzeit seien der Vollständigkeit wegen angefügt: Nach der Trennung Norwegens von Dänemark im Jahre 1814 bleibt Grönland dänisch. 1933 wird es gegen den Einspruch Norwegens durch den Haager Internationalen Gerichtshof weiterhin Dänemark zugesprochen. 1941 erfolgt die Einbeziehung der Insel in den Schutz der USA; der Vertrag wird 1951 erneuert. 1953 erhält Grönland die schon erwähnte bürgerliche Gleichstellung mit dem Mutterland.

Die *Wirtschaft* wird bestimmt durch die Fischerei. Der Anstieg der Temperaturen in den südgrönländischen Gewässern um die zwanziger Jahre zog die Einwanderung verschiedener Fischarten nach sich, die ehedem dort nicht vorhanden waren: Schellfisch, Rotbarsch und besonders Dorsch. Der Dorschfang ist heute das einträglichste Gewerbe in Südgrönland geworden. Schon Anfang des 19. Jahrhunderts war der Dorsch — gemeint ist

nicht der dort schon immer bekannte kleine Polardorsch — einmal hier reich vertreten gewesen; gegen 1850 verschwand er gänzlich. Seit 1920 nahm aber seine Verbreitung erheblich zu. Die Beurteilung der kausalen Zusammenhänge zwischen Fischreichtum und Temperaturveränderung darf nicht den Faktor der Verbesserung der Fangmethoden ausschließen. Unter dem Einfluß der erfahrenen dänischen und färöerischen Fischer wird jetzt auch von den Grönländern der Fang vom Motorboot aus betrieben, die Erträgnisse dadurch vergrößert, und so konnten die Fangplätze auch gegen Norden verschoben werden, so daß heute bei etwa 70 Grad n. Br. mehr gefangen wird als in den südlichen Küstengewässern. Daß neben den Grönländern auch andere Nationen in den Fischgründen Grönlands fangen, und daß deren Erträge weit höher liegen, sei nur am Rande erwähnt. Die reichen Fischgründe in der Davis-Street liegen für die einheimischen Fischer zu weit ab, als daß sie diese noch mit ihren kleinen Booten gefahrlos erreichen könnten. Dennoch ist die grönländische Bevölkerung durch den Dorschfang zum Fischervolk geworden. Dabei müssen neben den klimatisch schwierigen Verhältnissen auch die räumlichen herangezogen werden, um die Probleme des Fischfanges in Grönland in das rechte Licht zu setzen. Gegen 2500 Fischer fangen auf einer Küstenstrecke von fast 2000 km und wohnen selbst in etwa 80 Ortschaften!

Neben dem Fang auf Dorsch spielt auch der auf Heilbutt und Hai eine lukrative Rolle, wenn auch hier seit etwa 1920 der Kulminationspunkt überschritten zu sein scheint. Die Gründe mögen im Raubbau oder aber auch in einer Temperaturerhöhung zu suchen sein. Seit 1935 aber blüht dafür die Krabbenfischerei; vermutlich hat man es in den südwestgrönländischen Gewässern mit einem der reichsten Krabbenplätze der Welt zu tun. Dabei bietet die Krabbe den Vorteil, gegen Temperaturschwankungen immun zu sein; es kommt nur darauf an, diesen Zweig nicht zu überfischen.

Der Robbenfang ist eine ureigene grönländische Angelegenheit und früh schon die Lebensgrundlage der Eskimos gewesen. Die Robbe war nicht nur Nahrungsmittel, sie lieferte mit ihrem Fell Bekleidung, mit den Knochen Geräte und mit dem Tran Licht und Wärme. Es scheint aber, daß der Robbenschlag, eine ausgesprochen extensive Wirtschaftsform, zum Rückgang führt. Eine Abnahme der Fangerträgnisse ist seit 1920 deutlich zu verzeichnen. Gejagt werden besonders die großen Arten, die Sattelrobbe (Phoca grönlandica), die über zwei Meter lang wird, die noch größere Klappmütze (Cystophora cristata), die kleinere

Ringelrobbe (Phoca hispida) und der Seehund (Phoca vitulina). Dennoch kann man heute noch fast von einem Jagddorado sprechen, wenn man sich vergegenwärtigt, daß 1956 allein 35 000 Seehundfelle exportiert wurden. Der Walfang in Grönland hat sich hingegen vergrößert. Der früher sehr seltene Grindwal wird im SW in zunehmendem Maße gefangen, während der Weißwal z. B. kaum noch im Süden auftritt. Die Moschusochsen, letzte Vertreter eiszeitlicher Großfauna, finden sich vorwiegend im Osten der Insel und stehen unter Jagdschutz.

Die Landwirtschaft hat sich erst nach dem zweiten Weltkrieg wieder in bescheidener Form entwickelt. Die Schafzucht steht wie in der Zeit der Normannen obenan, vielleicht mit dem Unterschied, daß die Wikinger — nach der Größe der Stallungsreste zu urteilen — wesentlich größere Herden gehalten haben müssen. Heute finden sich die Hauptweidegebiete ganz im Süden der Insel um Julianehåb in geschützter Innenlage der Fjorde. Angebaut werden im SW Gemüse, Kartoffeln, Rüben, Gräser zur Heugewinnung, an günstigen Stellen wächst sogar die Gerste, die aber nicht mehr zur Reife kommen kann. Wirtschaftlich bedeutsam sind einige Bodenschätze, von denen das Kryolith-Vorkommen in der Nähe von Ivigtut der solitären Lagerstätte wegen weltbekannt geworden ist mit 37% der Ausfuhr (1958). Der Kryolith oder Eisstein, ein fast farbloses Fluorid, findet sich als Produkt der Kontaktmetamorphose in einem zinnführenden Granit bei Ivigtut. Früher verwendete man ihn als Zusatz bei der Aluminiumherstellung, heute in der Emaille-Erzeugung. Die Lager sind nahezu erschöpft, und weitere Vorkommen sind noch nicht bekannt. Die Kohle aus der Kreidezeit — abgebaut bei Qutdligssat auf Disko-Island — dient dem eigenen Bedarf; 1956 betrug die Förderung 15 600 t. An der Ostküste werden bei Mestersvig Bleiglanz und Zinkblende gefördert; die Schürfung soll rückläufig sein, was vermutlich mit den ungünstigen Lebensverhältnissen in Zusammenhang gebracht werden muß. [2])

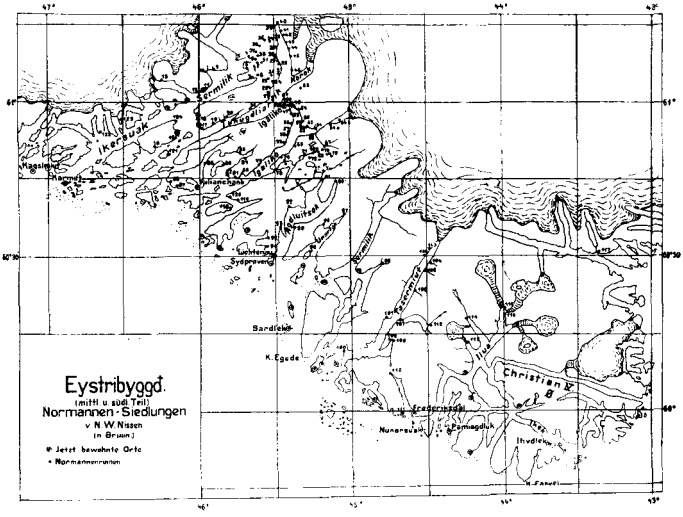
Die Handelsbilanz ist bei diesem Entwicklungsland durchaus passiv. Die prozentuale Aufgliederung von Im- und Export ist rein geographisch bedingt. 1958 wurden vorwiegend Nahrungs- und Genußmittel (24%), Maschinen (15%), Brennstoffe (13%), Textilien (8%) und Holz (7%) eingeführt. An der Ausfuhr sind beteiligt: Erze (63%), Fisch in jeder Art (32%).

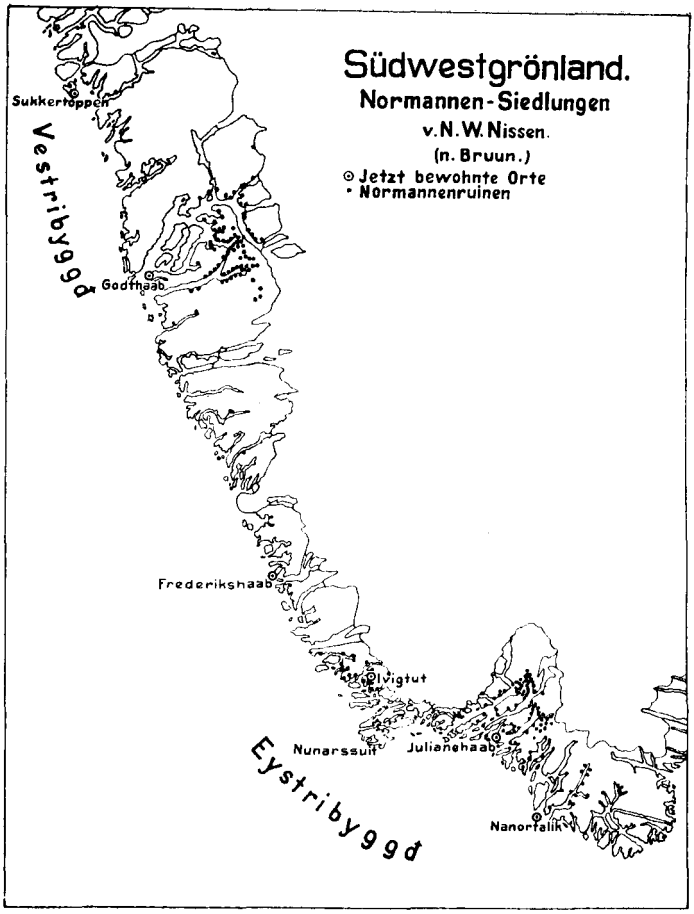
Der Export spiegelt sich auch in der beruflichen Zusammensetzung der Bevölkerung wider. Zweidrittel der Menschen auf Grönland sind in der wachsenden Industrie, im Handel und im

Verkehr tätig und wohnen in größeren Siedlungen und Städten des Südwestens. Der hohe Anteil der Fischausfuhr bestätigt das bereits Gesagte über die Entwicklung der Grönländer zum Fischervolk, wobei zu bedenken ist, daß der Fisch nicht nur gefangen sein will, sondern bei der abseitigen Lage Grönlands auch konserviert und haltbar gemacht werden muß, wenn er ein echtes Handelsobjekt bleiben soll.

Die geschichtliche Bedeutung Grönlands beginnt mit der Zeit der Wikingerfahrten im 9. Jahrhundert, die ihrerseits wieder auf den Entdeckungsreisen irischer Mönche im 6. und 7. Jahrhundert fußten, bei denen vermutlich um 546 bereits durch den später heilig gesprochenen Mönch Brandan amerikanischer Boden betreten wurde. Grönland selbst ist wohl damals kaum berührt worden, da der eisführende Ostgrönlandstrom sich als natürliches Hindernis den westwärts strebenden Entdeckern in den Weg legte und sie in Südrichtung zwang.
Um die Leistungen der Normannen recht würdigen zu können, muß man sich die geographischen Gegebenheiten vergegenwärtigen, unter denen die Wikinger ihre Großtaten vollbrachten. Es sei dabei hier nicht untersucht, ob Abenteuerlust oder stolzes Herrentum oder beides die Triebfedern für das gefahrvolle Suchen von Neuland gewesen sind.
Die norwegischen Nordmänner wohnten auf der warmen Seite des Ozeans, der Golfstrom begünstigte ihr meernahes Land und ihre Küstengewässer. Der Strom mit seiner Nordostrichtung entsprach nicht ihrem Streben nach Westen. Die vorherrschende Windrichtung war die nach Osten; oft peitschten die Weststürme die Wassermassen des Meeres gegen ihre Fjordküste, die ihnen häufig genug Schutz vor den Unbilden der See bieten konnte. Dennoch wagten sie sich entgegen diesen beiden natürlichen Fakten auf das offene Meer gen Westen. Warum? Wußten sie von den Fahrten der irischen Mönche aus dem 6. Jahrhundert? Kannten sie deren Ergebnisse? War ihnen die Inselwelt der Shetlands und der Färöer vom Hörensagen ein Begriff? Waren sie informiert über die anders gelagerten Strömungsverhältnisse des Meeres westlich ihrer Küsten? Es ist zu vermuten, daß die norwegischen Nordmänner durchaus von diesen Dingen Kunde erhalten hatten. So konnten ihre Wagnisse gen Westen zu Etappenfahrten werden unter geschickter Ausnutzung des Irmingerstromes, eines Zweiges des Golfstromes, der unter dem Zwang eines untermeerischen Rückens zwischen den Färöer und Island warmes Wasser nach Westen führt.

Anfang des 7. Jahrhunderts wurden zunächst die Shetlands erreicht, dann aber werden die geschichtlichen Ereignisse schon klarer. Um 830 vertrieben die Wikinger die irische Besiedlung auf den Färöer. Der nächste Sprung erfolgte nach Island um das Jahr 874; auch hier folgte man den Spuren der Iren. Bisher fanden die Normannen überall ihnen vertraute Verhältnisse, seien sie auf dem Meere gelegen oder an den brandungsreichen Küsten oder an den nebelverhangenen Gestaden der Inseln. Neue Momente, die von ihnen erkannt und überwunden sein wollten, brachte erst die Nähe von Grönland mit dem Eis. Nach den Berichten der Landnámabók startete Erik Rauda (Erich der Rote), seiner isländischen Wahlheimat vertrieben, von Snaefellnes in Westisland zur Landsuche wiederum nach Westen, und er soll auf der Mitte seines Weges sowohl das schneebedeckte Snaefellnes als auch den später so benannten Ingolfberg auf Grönland gesehen haben. Angesichts der neuen Küste berichtet Erik von den Eismassen (des Ostgrönlandstromes), die ihren Weg nach Süden nahmen und ihn mit sich zwangen. Erik mußte — inmitten der Packeismassen — um die Südspitze des neuen Landes fahren. Dort aber trieb es die Normannen an der Westküste des „grünen Landes" wieder nordwärts. Hier fanden sie Eingang in eine ihnen wohlvertraute Fjordwelt. Sie fuhren weit in die schlauchartigen Meeresarme hinein und schlugen schließlich 982 in geschützten Lagen ihre neuen Siedlungsplätze auf.





Mit dem Erreichen der amerikanischen Küste durch Eriks Sohn Leif um das Jahr 1000 wiederholte sich beinahe die gleiche Situation. Auf der Suche nach weiterem Land (oder nach Holz!) fuhr er zunächst mit dem Westgrönlandstrom nach Norden, auf der Höhe des späteren Holsteinborg mußte er mit dem Abbiegen der Nordströmung nach Westen auch diese neue Richtung einschlagen und bald kam er in den Bereich des nach Süden strebenden Labradorstromes, dem er zwangsläufig folgen mußte. Auf diese Weise erreichte Leif die amerikanische Küste. Die gefundenen Lande erhielten — vom Norden zum Süden — die Na-

men Steinland (Helluland), Waldland (Markland) und Weinland (Vinland). Diese normannische Namengebung entsprach durchaus der geographischen Lage der einzelnen Küstenstriche, die man damals, entsprechend der jeweiligen Eisverhältnisse im Labradorstrom, anlaufen konnte. Dabei sind Lage und Abgrenzung dieser Gebiete im einzelnen durchaus unklar. Sicher dürfte dabei das Vinland den weitesten Raum einnehmen, nämlich von Neufundland bis nach Florida. Die Erfolge dieser Normannenfahrten waren mit Bestimmtheit von der Gunst eisarmer Sommer abhängig gewesen. Geographisch gesehen war eine Schiffahrtskarte der Normannen in diesen nordischen Gebieten gleich einer Treibeiskarte, und damit entsprach sie einer Strömungskarte.

Nachdem die Westküste Grönlands von den Wikingern erreicht war, zeigten sich sehr bald — wohl schon ein Jahr später — Ansätze zweier Siedlungsgebiete: das eine im Raume um das heutige Julianehåb und um Narssaq (Eystribyggd) und das andere in dem um Godthåb (Vestribyggd).

In Eriks Zeit fällt auch die Einführung des Christentums — allerdings gegen seinen Willen. Erik hatte mit seiner Familie seine Gehöfte in Brattahlid, dem heutigen Kagsiarsuk, angelegt am inneren Ende des eisfreien Tunugdliark-Fjordes. Noch heute findet man unter den normannischen Ruinen auch die Reste seines Hauses, und die älteste Kirche — sie soll von seiner Frau Thorhilde schon um 1001 errichtet worden sein — wurde 1962 in ihren Grundmauern (6 mal 2 Meter) freigelegt. Der Sohn Leif, der spätere Wiederentdecker Amerikas, brachte das Christentum auf Wunsch seiner Mutter aus Norwegen mit. Im ehemals normannischen Siedlungsgebiet steht eine Reihe von Kirchenresten und Bischofssitzen. In Brattahlid waren insgesamt drei Gotteshäuser vorhanden, und in dem zweiten Hauptort Eystribyggds, in Gardar, dem heutigen Igaliko, erhob sich die größte aller normannischen Kirchen in SW-Grönland mit den Maßen von 8 mal 23 Metern. Die besterhaltene Kirche aber ist die Kakortok-Kirche, südwestlich von Gardar gelegen, inmitten einer einsamen und kaum jemals bewohnten Gegend, was ein Grund für den noch guten Zustand des Baues sein dürfte; auch hier in Grönland waren in späterer Zeit die Ruinen bequeme „Steinbrüche" für den Hausbau. Dieses ganz anders gebaute Gotteshaus in Kakortok ist wahrscheinlich erst gegen Ende der Normannenzeit von Bischöfen errichtet worden, die ins Land geschickt waren, um das Christentum (und die Menschen!) zu retten. Doch diese oder dieser Bischof waren des Lan-

Ruine der Kirche von Brattahlid

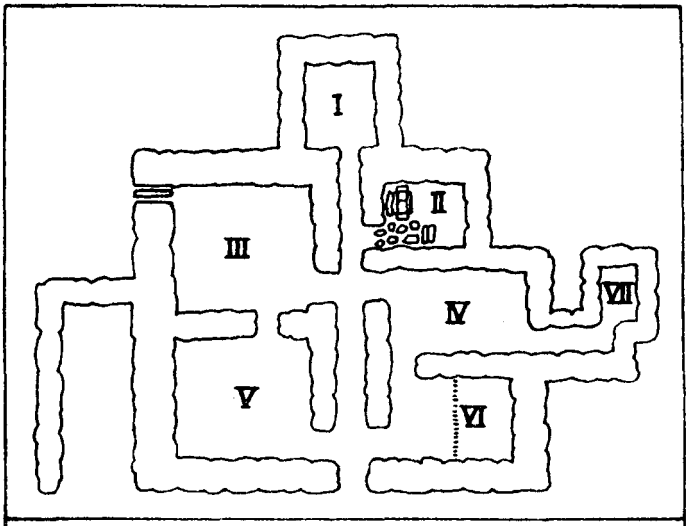
des fremd und kannten wohl kaum die großen Siedlungsgebiete von Brattahlid und Gardar, die zwar ganz in der Nähe lagen, aber schwer zu erreichen waren. Möglicherweise wollten sie aber das Wagnis unternehmen, ein neues Kirchenzentrum zu errichten. Sollte allerdings dieses Unterfangen der Wahrheit entsprochen haben, so wäre es ein deutlicher Beweis dafür, wie wenig man in Europa von Grönland damals wußte und wie groß die Unkenntnis der geographischen Gegebenheiten in diesem Lande war. Vielleicht haben sich aber jene Bischöfe nur kurzfristig in dem grönländischen Normannenland aufgehalten, nur um den Bau einzuleiten.

Immerhin zählte Eystribyggd um 1400 fast 200 Höfe, etwa ein Dutzend Kirchen und zwei Klöster. In Vestribyggd mögen es jeweils die Hälfte gewesen sein. Eine Karte der Ruinenfunde ist gleichbedeutend mit einer der damaligen Siedlungsgebiete. Dabei ist nicht zu übersehen, daß die Normannen nur im geschützten Inneren der im Sommer eisfreien Fjorde wohnten. Nur eine einzige Ruine liegt in 1750 m Höhe auf dem Igderfigsalik, einem Berg zwischen den beiden alten Hauptsiedlungen Brattahlid und

Bestattungsfund aus der Kirche von Brattahlid

Gardar. Ihre Bedeutung war lange ungeklärt; vermutlich hat man es hier mit den Resten einer Beobachtungsstation für vom Westen kommendes Treibeis zu tun.

Über die Kultur der Normannen geben diese Ruinenreste, die Kjokkenmoddingern (Abfallhaufen) und die Schriften aus der Mitte des 18. Jahrhunderts Auskunft, eindeutig vor allem die von Hans Egede. Die Wikinger trieben Viehzucht; sie hielten Schafe, Ziegen und Pferde; sie stellten Butter her und Skyr, eine Quarkbereitung, die heute noch eine Spezialität in Island ist. Die Kraut- und Grasfluren boten beste Weiden, und man kannte auch die Hauswiese (tún), die bewußt gedüngt wurde und — wie jetzt noch in Island — gegen Ziegenfraß eingefriedet war. Das Feuer unterhielten sie mit Holz (Weide, Birke und Treibholz), Torf oder getrocknetem Dung. Ihre Boote bauten sie aus Holz. Der Hausbau war besonders sorgfältig ausgeführt, sollte doch ein Schutz gegen die harten Winter geschaffen werden. Sie bauten ihre Wohnungen aus Stein, setzten Grassoden zum Abdichten dazwischen und zimmerten das Dach aus Holz, das mit Soden bedeckt wurde. Die Form der mannshohen Häuser zeigt gradlinige Seiten; läßt mehrere Räume (hús) erkennen,



Ruinengruppe 2. Nr. 6. Eystribyggð. Südl. Teil.
Wohnung.
Raum II: Küche.
" VI: Schlafraum.
0 10m
(nach Bruun.)

die verschiedenen Zwecken dienten. Küche (eldhús) und Schlafraum (skáli) waren der Feuersgefahr wegen meist weiter voneinander entfernt. Fenster gab es nicht, Öffnungen im Dach gaben Licht und sorgten für den Rauchabzug. Kies- oder Lehmböden bildeten eine solide Grundlage der Räume, deren Größe bis zu 20 m² ausmachten. Die Feuerstelle in der Küche war nicht nur mit Steinen ausgelegt, sondern auch mit Schutzsteinen umgeben oder tiefer gelegen. Die Schlafräume lassen noch heute in ihren Resten die einige Dezimeter über dem Boden sich erhebenden Schlafstellen erkennen. Ställe — oft mit deutlich abgeteilten Viehständen —, Scheunen, Vorratshäuser, Schmieden, Bootshäuser, Räume zum Abstellen der Fischereigeräte und Aborte rundeten das Bild des Wohnhofes ab.

Um 1500 waren die Verbindungen zu Island und zu Norwegen gänzlich abgebrochen, und die einst rasch aufgeblühten Normannensiedlungen verfielen, und ihre Einwohner verschwanden. Es ist viel gerätselt worden um das Aussterben der Nordmänner auf Grönland. Die einen wollen den Verfall mit einer allgemeinen Klimaverschlechterung in Zusammenhang bringen, die an-

deren sprechen von kriegerischen Auseinandersetzungen und Ausrottung durch die Eskimos. Keine dieser beiden Meinungen kann befriedigen. Es dürfte nach neueren Vermutungen eher an der Normannenkultur selbst gelegen haben, daß sie eingehen mußte. Die Landschaft SW-Grönlands, die „grönländische Riviera", wie sie L. Mecking genannt hat, bot infolge der günstigen Meeresströmungsverhältnisse Bäume, Sträucher, Büsche, Kräuter und Gräser; damit war eine solide Lebensgrundlage für die Nordmänner gegeben. Da man aber das Holz für Bau- und Brennzwecke verbrauchte, da weiterhin die freie Weidewirtschaft ein Waldaufkommen durch Tierbiß erschwerte oder gar verhinderte, mußte sich mit der Zeit ein Holzmangel einstellen. Hier drängt sich der Vergleich mit den mediterranen Ländern auf. Wenn auch amerikanisches Treibholz in die Nähe Grönlands geschwemmt wurde, darf nicht vergessen werden, daß man, um es an Land zu bringen, die schützenden Fjorde verlassen und den Kampf mit dem Packeis aufnehmen mußte. Die Normannen aber waren in Grönland mehr dem Land und seiner Bewirtschaftung zugetan als dem Meer mit seinen Gefahren; die Wikinger waren in Grönland seßhaft geworden. Es liegt auf der Hand, daß unter diesen Gegebenheiten einzelne Normannen nordwärts zogen, wobei sie nicht nur mit den Eskimos zusammenkamen, sondern auch feststellen mußten, daß der ihnen durchaus bekannte Robbenschlag weit ergiebiger war als im Süden. Daß das Zusammentreffen mit den Eskimos dabei weit friedlicher erfolgte, als aus manchen Deutungen zu lesen ist, dürfte in der Natur der Sache liegen. Beide Völker mußten ihren Lebensunterhalt unter erschwerten Bedingungen schaffen, beide konnten voneinander nur lernen, was sicher produktiver war, als sich gegenseitig totzuschlagen. Sicher ist es auch zu rassischen Vermischungen gekommen.[3])

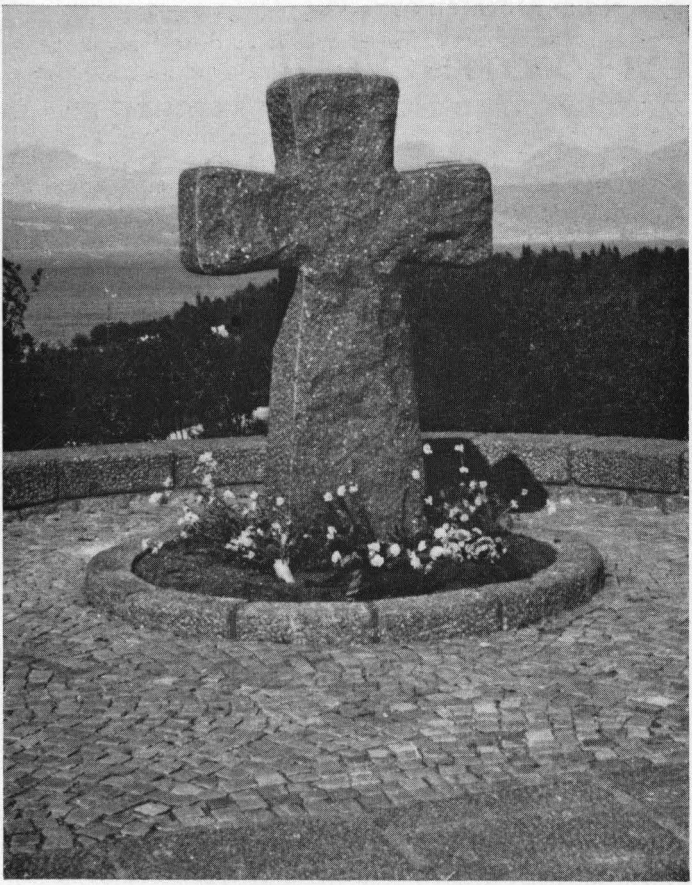
Von den vielen Argumenten, die das Aussterben der Normannenkulturen hier erklären wollen, seien einige noch angeführt, weil vermutlich manches in diesen Annahmen zum Verfall beigetragen hat. Bis zum Ende des 13. Jahrhunderts bestand ein freier Handel mit Grönland, der aber dann zum königlichen Privileg wurde; ein einziges Schiff, die „Knarre", stellte um diese Zeit die Verbindung mit Europa her. Damit waren die Normannen praktisch vom Nachschub abgeschnitten; denn in manchen Jahren erreichte nicht einmal dieses Schiff die normannischen Siedlungen. Weiter wird die lange Inzucht als ein Verfallsgrund angesehen, es fehlte die Blutauffrischung infolge des Rückganges der Verbindung mit Europa. Ob ein Mangel an

Kohlenhydraten die Fortpflanzung gehemmt haben kann, wird heute von biologischer Seite abgelehnt. Schon Nansen hatte auf diese beiden Fakten hingewiesen. Bei der Vermischung mit den Eskimos, die ja auch in neuerer Zeit zu verzeichnen ist, lag damals das dominierende Element bei der einheimischen Bevölkerung, während jetzt die Verhältnisse gerade umgekehrt liegen, weil die Eskimos verständlicherweise von der europäisch-amerikanischen Zivilisation zehren wollen. Fest steht, daß die gefundenen Skelette eine auffallende Degenerationserscheinung erkennen lassen, was die Frage der Inzucht bestätigen könnte. Mit einer Klimaveränderung wird die Verbreitung einer Schmetterlingsart (Agrotis oculta) in Zusammenhang gebracht, wobei der Larvenfraß eine Verheerung der Vegetation zur Folge gehabt haben soll. Puppen dieser Schmetterlinge fand man in Schichten, die mit dem Eingehen der Normannenkulturen zusammenfallen. 1932 wurde in SW-Grönland eine ähnliche Schädlingskatastrophe beobachtet.

Mögen geschichtliche Ereignisse in Europa dazu beigetragen haben, zu Beginn des 15. Jahrhunderts verließ nachweislich das letzte Schiff mit dem festen Ziel Grönland den europäischen Kontinent, die normannischen Siedlungen zerfallen zu lassen, so fußten diese historischen Geschehnisse, soweit sie auf Grönland Einfluß hatten, auf oft unglaublich leichtfertig ausgelegten geographischen Erkenntnissen. Dichtung und Wirklichkeit auf dem geographischen Sektor waren damals eng miteinander verbunden, lagen aber oft genug weit auseinander. Was soll man etwa dem Bericht des Dänen Clavus entnehmen, der als Kartograph am dänischen Hofe Anfang des 15. Jahrhunderts tätig war: „Die Halbinsel Grönland hängt im Norden mit einem Lande zusammen, das unzugänglich und des Eises wegen unbekannt ist. Es kommen aber, wie ich selbst gesehen habe, heidnische Karelier täglich in großer Menge nach Grönland, und zwar ohne Zweifel von der anderen Seite des Nordpols". Sogar Hans Egede, der verdienstvolle dänische Grönland-Missionar, der 1721 mit seiner Familie auszog, um in SW-Grönland zu wirken, schreibt in seiner berühmt gewordenen Schrift „Des alten Grönlands neue Perlustration oder Naturell-Historie", das 1742 in Kopenhagen erschien, über die Entfernung zwischen Grönland und Amerika „... von beyden Seiten kann man in einen Fisch schießen können".

Während des ganzen Mittelalters und bis in die Neuzeit hinein galt Grönland als ein Gebiet Europas. Der um 1240 vorzüglich geschriebene „Königsspiegel" läßt Grönland noch als eine Halb-

insel Europas gelten, die sich irgendwo im hohen Norden mit dem Kontinent verband; man bezeichnete diese Landbrücke als „Ubygder". Aus der dort vorkommenden Tierwelt schloß man in diesem geographisch außerordentlich bedeutsamen Werk auf einen Zusammenhang mit dem europäischen Festland. Gerade für dieses Werk ist der Schluß verwunderlich, weil man bereits 1070 bei Adam von Bremen lesen kann, daß Grönland eine non minima insula sei. Die Bekanntschaft mit Svalbard — Ende des 12. Jahrhunderts — ließ die Vermutung einer Landverbindung in der Arktis erneut auftreten. In diesem Zusammenhang steht auch die in der Walfängerzeit gebräuchliche Bezeichnung „Grönlandfahrer", die oft genug Grönland nie zu Gesicht bekommen haben. Auch für Martin Beheim — Ende des 15. Jahrhunderts — stand fest, daß Grönland eine Halbinsel Europas sei. Bis ins 18. Jahrhundert hinein hielt sich diese Annahme; zumindest war man sich im Zweifel über die wahren Zusammenhänge, so auch bei Hans Egede. Gerade Egedes Unterlagen, die er vor der Fahrt gesammelt hatte, waren für ihn nicht nur nicht sonderlich ermutigend, sondern sie deckten die Unsicherheit in geographischen Dingen auf.[4]) In einem solchen Bericht, den uns Egede hinterlassen hat, heißt es: „... Grönland führt eigentlich den Namen Spitzbergen und liegt unter dem 80. Grad. In dem südlichen Teil unter 60 Grad wohnen wilde Menschen und es wird Straet Davis genannt". Der östliche Teil, der Island gegenüber liege, so ist weiter zu lesen, sei das Gebiet, in dem sich norwegische Kolonien befänden, die aber der Eisberge wegen heute nicht mehr erreicht werden können. Und der Bischof von Drontheim schrieb 1711 an Egede u. a: „Grönland ist, wie nicht zu bezweifeln, ein Teil von Amerika, und es muß nahe bei Cuba und Hispaniola liegen, wo es viel Gold geben soll!" Dennoch fuhr Hans Egede nach Grönland, um einem inneren Auftrag als Missionar zu folgen, um nach dem Schicksal der Menschen der alten normannischen Siedlungen zu forschen. Vier Wochen brauchte er bis an die Südküste Grönlands und weitere vier Wochen, um an die Küste heranzukommen. Bis 1736 lebte er in SW-Grönland und legte seine Erfahrungen und Erkenntnisse in seinen wertvollen und heute noch lesenswerten Werken nieder.



DEUTSCHES EHRENMAL IN NARVIK

Grabstätten gehören zu den wichtigen Dokumenten eines Volkes. Immer wieder suchen auch wir sie deshalb auf unseren Reisen auf, gedenken der Toten und ehren sie durch einen Kranz, einen Blumengruß und stilles Gedenken. In diesem Jahr jährt sich der Ausbruch des ersten Weltkriegs zum 50. Mal, der des 2. Weltkriegs zum 25. Male. Stellvertretend für die vielen Friedhöfe möge uns dieses Ehrenmal vom Deutschen Friedhof in Narvik der Gefallenen und Toten aller Völker ehrend gedenken lassen.

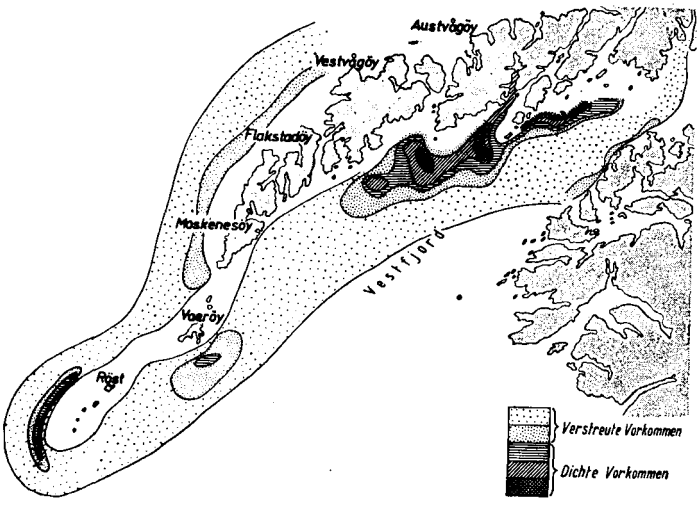
Gymn. Prof. Dr. DIETRICH OTTMAR

DIE LOFOTFISCHEREI
ZWISCHEN TRADITION UND FORTSCHRITT

„Das war der Lofot, von dem er so viel gehört hatte, seit er ein kleiner Wicht war. Ein Land im Eismeer, von dem alle Knaben an der Küste träumten und nach dem sie sich sehnten. Dort wurden Heldentaten verübt, dort erlangte man Reichtum, dort fuhr man mit dem Tod um die Wette. Eine Völkerwanderung war viele Jahrhunderte hindurch dort hinaufgezogen und manch einer war auf der See umgekommen, einige kamen mit blanker Münze heim, aber die meisten blieben ihr Leben lang in Armut. Und dennoch — hierher gingen sie immer wieder, Jahr für Jahr, eine Generation nach der anderen. Das war das Abenteuer. Hierher mußten sie. Und jetzt war auch an ihn die Reihe gekommen. Jetzt sah er den Lofot."

Packend schildert Johann Bojer in seinem Buch „Die Lofotfischer (Der letzte Wiking)", dem dieser Abschnitt entnommen ist, das um 1890 wie in Jahrhunderten davor alljährlich sich wiederholende Geschehen um den Frühjahrs-Dorschfang bei der bekannten Inselgruppe der Lofoten vor der nordnorwegischen Küste. Hat dieser Fang, der sich auf nur wenige Wochen in den ersten Monaten des Jahres und dazuhin noch auf einen eng begrenzten Raum zwischen den Lofoten und dem Festland zusammendrängt, heute im Zeitalter des ganzjährigen Hochseefangs überhaupt noch diese Bedeutung wie einst? Einige statistische Zahlen mögen darauf Antwort geben:

Unter den fischfangtreibenden Nationen steht Norwegen in den letzten Jahren an 5.—6. Stelle. Dabei hat Norwegen eine Bevölkerung von nicht einmal 4 Millionen! Während die durchschnittliche Fangmenge pro Kopf der Bevölkerung für die Bundesrepublik Deutschland bei etwa 12 kg Fisch liegt, beträgt sie für Norwegen rund 400 kg. Mehr als 80% der norwegischen Fangmenge müssen exportiert werden; sie erbringen etwa ein Viertel des gesamten norwegischen Exportwerts (ein weiteres Viertel bringen Holz und -produkte, ein Viertel entfällt auf Erze und Metalle, ein Viertel auf sonstige Exportgüter). Unter den von Norwegern gefangenen Fischen steht zwar der Hering mit etwa der Hälfte der angelandeten Menge an erster Stelle vor dem Dorsch oder Kabeljau (15 - 20% Anteil) — der Dorschfang steht aber mit rund 30% Anteil am Gesamtwert des nor-



Die Verteilung der Dorsch-Schwärme im Gebiet der Lofoten (Abb. 1)

wegischen Fischfangs an der Spitze beim Wertvergleich. Mit diesen wenigen Zahlen dürfte die große Bedeutung des Fischfangs und speziell des Dorschfangs für die Wirtschaft Norwegens zur Genüge belegt sein.

Besonders für die Küstenbevölkerung Nordnorwegens ist der Fischfang noch immer einer der wichtigsten Wirtschaftszweige. Zwar beteiligt sich auch Norwegen in zunehmendem Maße an der in der Nachkriegszeit stark ausgebauten kapitalintensiven *Hochsee- und Bankfischerei,* die mit größeren Fahrzeugen bei weitem Aktionsradius einen rentablen Ganzjahresfang ermöglicht. Der Hauptteil der norwegischen Fänge wird aber nach wie vor auf den küstennahen Fangplätzen erzielt. Dabei ist festzustellen, daß in den vergangenen Jahren die *Tagesfischerei,* die mit kleinen, meist motorlosen Booten als Nebenerwerb von Bauern in der Nähe ihrer Wohnplätze betrieben wird, immer mehr zurückgegangen ist. Den größten Teil der norwegischen Anlandungen liefern noch immer die traditionellen Herings- und Kabeljaufänge, die meist nur wenige Monate im Jahr betrieben werden können und somit eine ausgesprochene *Saisonfischerei* darstellen. Für die Wirtschaft Nordnorwegens hat der Dorschfang bei den Lofoten, der immerhin etwa ein Zehntel des norwegischen Fischfangwerts erbringt, seine große Bedeutung bis

heute behauptet. Nur die Art, wie der Dorsch gefangen, verarbeitet und verkauft wird, hat sich seit der Zeit des „letzten Wikings" in vielem geändert. Tradition und Fortschritt prägen daher das heutige Bild der Lofotfischerei.

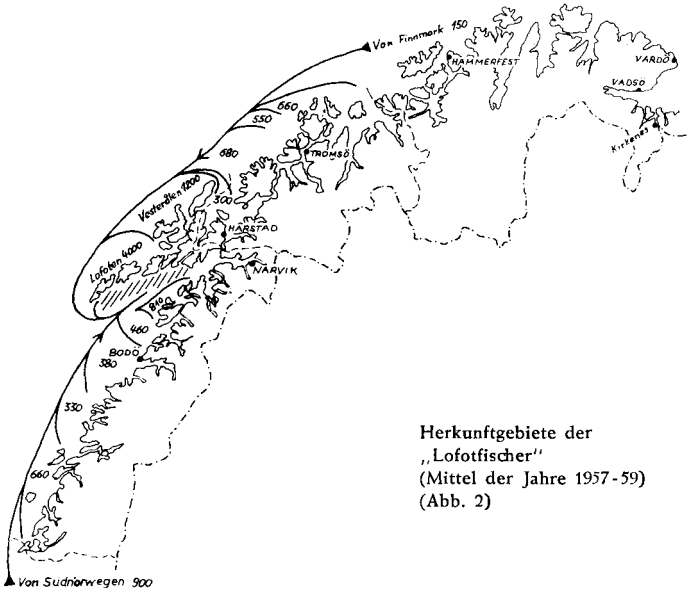
Wie aber kommt es zu dem ausgesprochenen *Saisoncharakter des Lofoten-Dorschfangs*? Dazu muß man wissen, daß bei dem an der norwegischen Küste gefangenen Dorsch zwei Stämme unterschieden werden: der „Fjorddorsch", der das ganze Jahr über entlang der gesamten Küste gefangen werden kann, und der sog. „Arktikdorsch". Dieser allein bildet die Grundlage für zwei wichtige Saisonfischereien: für den Lofotfang von Januar bis April und für den Finnmarkfang von April bis Juni. Der Arktikdorsch lebt vorwiegend in der Barentssee, wo dieser gefräßige Raubfisch günstige Nahrungsgebiete in der plankton- und fischreichen Mischwasserzone zwischen dem relativ warmen und salzreichen Wasser der hier ausklingenden Nordostatlantischen Strömung (Golfstrom) und dem relativ kalten und salzarmen Wasser des Polarstroms findet. Als „Finnmarkdorsch" bezeichnet man Jungtiere des Arktikdorschs, die alljährlich zur Nahrungssuche im späten Frühjahr die Küsten Finnmarks aufsuchen. Noch weitere Wanderwege als der Finnmarkdorsch legt der erwachsene „Lofotdorsch" oder „skrei" (von skrida = wandern) zurück. Er kommt im Winter in dichten Schwärmen aus der Barentssee, um entlang der Küsten von Finnmark und Troms seine traditionellen Laichgründe im Gebiet der Lofoten aufzusuchen.

Die Laichreife des Dorschs beginnt mit etwa 6 Jahren und hält an bis zum 14. Lebensjahr; die Hauptmasse der laichenden Lofotdorsche ist 9 bis 10 Jahre alt. Für den Laichprozeß sind ausgeglichene Wassertemperaturen von 3° — 7° C erforderlich. Sie treten in den norwegischen Küstengewässern während der ersten Monate des Jahres in den Grenzschichten zwischen dem kühlen Küstenwasser und dem relativ warmen Wasser der an der Küste entlangziehenden Nordostatlantischen Strömung auf. Um in dieses Wasser zu gelangen, ziehen die „skrei"-Dorsche von der Egga, der Schelfkante, landeinwärts in die Fjorde und Sunde. Besonders günstig sind die Verhältnisse im 150 km langen Vestfjord zwischen der Inselkette der Lofoten und dem Festland. Dabei sind die „skrei"-Schwärme am dichtesten an der Innenseite der Lofoten (Abb. 1). Das Dorschweibchen legt bei einem Laichvorgang rund 4 Millionen Eier, und das mehrere Jahre hintereinander. Nach dem Laichen zieht sich der Dorsch wieder zu seinen Nahrungsgründen in der Barentssee zurück, von wo

seine nächste Laichwanderung einige Monate später wieder ausgeht. Auch die Fischeier driften mit der Nordostatlantischen Strömung nach Norden. Aus ihnen entwickelt sich in der Barentssee der neue Dorschjahrgang.

Jahr um Jahr kommen so Riesenschwärme von Dorschen zu ihren Laichgründen bei den Lofoten. Seit mindestens tausend Jahren werden sie dabei in großem Maß gefangen, und man darf annehmen, daß eine Besiedlung Nordnorwegens nur durch den Dorsch möglich wurde. Bis zu 50 Millionen Dorsche wurden im Jahr gefangen, und schon im 17. Jahrhundert war die Ausbeute so groß, daß die Hansestadt Bergen in jeder Fangzeit bis zu 40 000 Tonnen Salz nach den Lofoten liefern mußte!

Die Lofotfischerei beginnt mit dem Eintreffen der ersten Dorschschwärme Anfang Januar. Zwar ist auf den Inseln in kleinerem Umfang auch Fischerei außerhalb der „skrei"-Saison üblich, der Begriff Lofotfischerei aber ist gleichbedeutend mit dem Begriff „skrei"-Fischerei. Aus allen nordnorwegischen und selbst aus südnorwegischen Gebieten kommen die Fischer zum Dorschfang zu den Lofoten (Abb. 2). Ihre Zahl betrug in den dreißiger Jahren zwischen 25 000 und 30 000; sie ist seither in ständigem Abnehmen begriffen. Sie belief sich in den fünfziger Jahren nur



Herkunftgebiete der „Lofotfischer" (Mittel der Jahre 1957-59) (Abb. 2)

noch viermal auf mehr als 20 000 und ist seit 1959 unter 10 000 abgesunken.

Vor allem die Zahl der Bauern, die in der winterlichen Arbeitsruhe den Fischfang als willkommenen Nebenerwerb betrieben, hat ständig abgenommen — wie ja überhaupt die Zahl der Bauern in Nordnorwegen wie überall in Europa ständig abnimmt. Am Lofotfang beteiligen sich vielmehr in zunehmendem Maß vorwiegend hauptberufliche Fischer.

Die starke *Verminderung der Zahl der Lofotfischer* spiegelt sich auch in den jährlichen Fangmengen wider. Noch in den dreißiger Jahren lagen sie kein einziges Mal unter 50 000 t, in drei Jahren überschritten sie sogar die 100 000 t-Grenze. In den fünfziger Jahren dagegen konnten mehr als 100 000 t (ausgenommener Dorsch) nur einmal gefangen werden, während bereits fünfmal die Erträge unter 50 000 t lagen. In den letzten Jahren betrug die jährliche Fangmenge jeweils rund 40 000 t.

Rückgang der Zahl der Lofotfischer als Folge einer tiefgreifenden Veränderung der Sozialstruktur, *Rückgang der Fangmengen*, vorwiegend infolge von ungünstigen Wetterverhältnissen und von Absatzschwierigkeiten auf dem Weltmarkt — das sind die hervorstechendsten Kennzeichen in der heutigen Entwicklung der Lofotfischerei. Setzt man allerdings die beiden Zahlen zueinander in Beziehung, dann stellt sich heraus, daß bei allem Rückgang die Fangmenge pro Kopf der beteiligten Fischer angestiegen ist (von 3246 t in den dreißiger Jahren auf 4246 t im Mittel der Jahre 1959—1962). Diese Steigerung ist auf eine grundlegende *Änderung in den Fangmethoden* zurückzuführen. Die beim Lofotfang verwendeten Fanggeräte sind Handleinen, Langleinen und Stellnetze. Das älteste und einfachste Fanggerät ist die Handleine oder Tiefangel mit einem oder zwei Haken, die vom Fischer an einer genügend langen Angelschnur ausgeworfen und nach dem Anbeißen der Beute sofort wieder eingeholt wird. Die Tiefangel wird wegen ihrer geringen Kosten und einfachen Handhabung vorwiegend von den sog. Bauernfischern verwendet, die den Fischfang als Nebenerwerbsquelle benützen. Ihre Erfolgsquote ist geringer als die der anderen Geräte, ihre Verwendung geht immer stärker zurück: verwendeten in den dreißiger Jahren rund 40% der Fischer die einfache Handleine (und fingen damit nur rund 20% aller angelandeten Dorsche), so ist diese Zahl in den letzten Jahren unter 20% (Anteil an der Fangmenge heute etwa noch 10%) abgesunken. Bessere Erfolge werden mit den Langleinen erzielt, die seit dem 17. Jahrhundert im Gebrauch sind. Diese Leinen sind zwei bis

drei Kilometer lang; in regelmäßigen Abständen hängen an ihnen mannslange Schnüre mit den Ködern, so daß auf eine Leine bis zu 2000 Angeln kommen. Durch Schwimmer werden die Langleinen — der Tiefe der Dorschzüge entsprechend — in 50 bis 200 m Meerestiefe gehalten und nach mehreren Stunden wieder hochgezogen. Gegenüber den Handangeln benötigt die Leinenfischerei mehr Kapital und mehr Arbeitskräfte. Fahren mit den kleinen Handleinen-Booten nur ein oder zwei Fischer, so müssen die Langleinen-Boote größer sein und wenigstens 3 bis 4 Mann Besatzung haben.

Als bestes Fanggerät hat sich das Garn erwiesen. Mehr als die Hälfte aller Lofotfischer hat in den letzten Jahren mit Stellnetzen gefangen. Zum Aussetzen der großen Netzwände, in deren Maschen sich der Fisch verfängt, braucht man allerdings Boote mit 5 bis 7 Mann Besatzung.

Diese Änderungen in der Fangmethode führten zwangsläufig zur *Verwendung anderer Boote.* Die Zeit der offenen Sechs-, Acht- oder Zehnriemer, die meist nur mit einem einfachen Rahsegel versehen waren, ist endgültig vorbei. An die Stelle der Ruder- und Segelboote traten gedeckte kleinere und größere Motorboote bzw. Dampfer. Die Umstellung von den altgewohnten Fangmethoden auf die moderneren war Anlaß zu jahrzehntelangen Kämpfen und Streitigkeiten.

Heute sind die Konflikte zwischen den Kleinfischern und den Dampfer-Fanggesellschaften weitgehend beseitigt. Die Fischer sind in großen Berufsverbänden und Genossenschaften organisiert. Streit um die Fanggründe gibt es heute nicht mehr. Ein Ausschuß von Fischern, der von einem staatlichen Angestellten geleitet wird, teilt die Fanggründe in einzelne Bereiche, in denen entweder alle Fangverfahren oder jeweils nur die Stellnetz- oder die Langleinenfischerei erlaubt sind (Handleinenfischerei ist überall zugelassen). Auf Einhaltung der Grenzen zwischen den Bezirken wird streng geachtet, so streng wie auf die jahrhundertealte Regel, daß nur tagsüber gefangen werden darf (vom Morgensignal zwischen 6 und 7.30 Uhr bis zum Abendsignal, das zwischen 16 Uhr (Januar) und 21 Uhr (April) gegeben wird). Auch heute noch ruht an den Sonntagen die Arbeit.

Der genossenschaftliche Zusammenschluß hat den Fischern manche weiteren Vorteile gebracht. So werden z. B. bei der Ortung der Dorschschwärme Radar, Telefon und Radio in den gemeinsamen Dienst aller Beteiligten gestellt. Da die kleinen Fischer eine große Bevölkerungsgruppe repräsentieren, haben sie auch politisch einen großen Einfluß. Das zeigte sich Ende der fünf-

ziger Jahre bei der Auseinandersetzung um den Gebrauch der Ringwade. Diese im Wasser stehende Netzwand wird von mehreren Booten kreisförmig ausgefahren und dann unten zusammengezogen. Auf diese Weise können größere Areale völlig ausgefischt werden. Die Mehrzahl der Lofotfischer kann dieses teure Fanggerät aber nicht anschaffen. Dem drohenden Überhandnehmen einiger kapitalkräftiger Gesellschaften traten die organisierten Kleinfischer mit aller Energie entgegen. Sie konnten erreichen, daß die Verwendung der Ringwade vom Staat verboten wurde. Auch gegen ausländische Konkurrenz schützt der norwegische Staat seine Küstenfischer: die Hoheitsgrenze folgt nicht, wie international üblich, der Küstenlinie in drei Seemeilen Abstand, sondern liegt vier Seemeilen vor einer aus den 48 äußersten Küstenpunkten gebildeten Grundlinie und schließt damit die wichtigsten Küstenfangplätze fast vollständig ein. Da zudem Fangschiffen, die außerhalb dieser Zone mit den besonders leistungsstarken Grundschleppnetzen arbeiten, nicht gestattet ist, ihren Fang in Norwegen abzusetzen, ist der norwegischen Küstenfischerei auch marktpolitisch ein Schutz gewährt. Aus dieser Schutzmaßnahme kann sich dann allerdings die paradoxe Lage ergeben, daß die norwegischen Gefrierfabriken zeitweise wegen Mangels an Fischen stillstehen, während draußen vor der Viermeilengrenze Hunderte von britischen, deutschen und russischen Fischerbooten liegen, die ihren Fang nicht in norwegische Häfen bringen dürfen. Auch am Absatzmarkt hat sich die genossenschaftliche Organisation der Fischer bewährt. Früher war es üblich, daß die Eigentümer der Hütten und Baracken, in denen die auswärtigen Fischer während der Saison wohnten, ihre Häuser nur gegen das Verkaufsrecht an den gefangenen Fischen vermieteten. Da die Fischer von diesen Hauseigentümern meist zudem noch — auf Vorschuß — Fanggeräte und Lebensmittel kaufen mußten, waren sie ihnen weitgehend ausgeliefert. Heute hat die eigene Genossenschaft das Monopol für den Verkauf und garantiert den Fischern bestimmte Abnahmemengen und Mindestpreise.

So sehr in der Lofotfischerei Althergebrachtes noch bewahrt wird, so sehr hat die Moderne doch auch schon manche Veränderung erzwungen. Es bleibt abzuwarten, ob der heute durch Schutzmaßnahmen des Staates für die kleinen Fischer erreichte Zustand erhalten werden kann, oder ob der Zwang zur Rationalisierung und Kostensenkung auch hier die jahrhundertealten Formen, Verfahren und Gebräuche eines einst hochbedeutenden Wirtschaftszweigs ganz zum Verschwinden bringen wird.

Wiss. Rat Dr. FRITZ FEZER

DER LAKE DISTRICT -

eine skandinavische Landschaft in Nordengland

Fast ganz England erinnert mit seinen Schichtstufen, seinen von Hecken abgegrenzten Rinderweiden, mit seinen trichterförmigen Flußmündungen und mit seinen Stadtbildern an das französische Gegengestade. Nur der überwiegend hagere, hohe Wuchs seiner Bewohner, sowie seine Rechtsprechung mit einem Minimum an geschriebenen Gesetzen, verraten das germanische Erbe. Erst im Norden des Landes mehren sich die Eindrücke, die solchen aus Skandinavien ähneln. Als 80 km vor Gretna Green (schottische Grenze) unsere Kurswagen vom Fernzug London — Glasgow an den Personenzug nach Windermere umrangiert wurden, fiel mir der Name des Orts Kendal auf. Und Windermere rief mir sogar Südschweden ins Gedächtnis, nicht nur durch den Namen „See der Winde", sondern auch durch seine liebliche, waldreiche Landschaft. Mit seinen 16 km Länge ist er der größte See des Gebiets, und während die anderen windgeschützt liegen, ist er von nur 200 m hohen Hügeln umrahmt und legt sich deshalb bei Stürmen jeder Richtung in Wellen.

Schon wenige Kilometer nördlich, in Grasmere, sind wir im Herzen des Lake Districts mit seinen zahllosen kleinen und großen Seen, gerundeten Bergen von fast 1000 m Höhe und schönen Ausblicken. Und hier oben glaubte ich fast, in Nordnorwegen zu weilen. Wie kann das sein — auf der geographischen Breite von Schleswig? Nun, die Landschaft setzt sich aus vielen Faktoren zusammen, die wir einmal zusammensuchen wollen. Nordwestengland, Schottland und das norwegische Westküstenland wurden im Silur und Devon zum Kaledonischen Gebirge gefaltet und stellenweise zerbrochen, wobei aus den Spalten Lavamassen quollen. In den folgenden Festlandperioden wurde das Land emporgewölbt und durch Flüsse abgetragen, die den Schutt am Rande ablagerten. Nordengland besteht also wie Norwegen aus sehr alten, eintönigen, meist schiefrigen Gesteinen. Sie bilden flachgewellte Hochflächen, die von Porphyr- und anderen Härtlingsbergen überragt werden. In der mittleren Tertiärzeit wurden die nordenglischen Gebirgsrümpfe erneut gehoben und von Flüssen zerschnitten. Sie entspringen in der Mitte der „Kuppel" und streben wie die Speichen eines Rades nach außen. Genau wie in Skandinavien behielten weite Hochflächen ihren alten Charakter.

Sommers wie winters führen die Bäche viel Wasser, denn die Niederschläge erreichen mit 3750 mm je Jahr norwegische Spitzenmengen. Es regnet auch ebenso häufig wie z. B. in der Stadt Bergen, wo ein Tourist bei der Abreise verärgert den Sohn des Wirts fragte: „Gibt es bei Euch auch einen Tag ohne Regen?" „Das weiß ich nicht, ich bin erst sechs!" war die Antwort. Daß es im Lake District einmal vier Wochen nicht geregnet haben und die Wasserversorgung zusammengebrochen sein soll, war noch nach Jahrzehnten in aller Munde. So viel Regen heute fällt, so viel Schnee fiel in den Eiszeiten. In der vorletzten wurden die Berge genau wie in Skandinavien völlig vom Eis überdeckt und abgeschliffen. Selbst der höchste Gipfel des Gewölbes, der Scafell Pike, zeigt noch Spuren der Eisbedeckung. Das schottische Eis staute sich im Norden des Distriks am Lokaleis, bis es schließlich die Pässe erreichte und breit aushobelte. Auf der Südseite strömten dagegen die Gletscher ebenso rasch ab wie an der Westküste Norwegens, übertieften die Täler und verschleppten Steinblöcke aus dem Distrikt bis nach Cheshire. In der letzten Eiszeit erreichten die schottischen Gletscher den Distrikt nicht mehr, die Fells wurden nur von Firn, die Täler von langen Eiszungen bedeckt. Die Moränen an ihrem Ende stauen heute die Seen, den besonderen Schmuck der Gegend. In kleinen Quelltrichtern am Hang sammelte sich ebenfalls Eis, vertiefte sie und versteilte die Rückwände, so daß zum Beispiel am Helvellyn von den Hochflächen nur noch Kämme übrig blieben („Catsdycam"). In diesen Karen liegen jetzt düstere, kleine Seen, die „Tarns".

In unserer Zeit läßt es der Golfstrom nur selten zu Frösten kommen. In einigen geschützten Lagen trifft der Frühling zeitiger ein als irgendwo sonst in Nordengland, und Narzissen (*Wordsworths* „Daffodils") erinnern an den Genfer See. Die ständige Bewölkung und die Regen drücken aber die Sommertemperaturen stark herab. Auch die salzige Luft und die Stürme sowie die Schneelast des Winters hemmen den Baumwuchs, so daß die Wälder schon von Natur aus höchstens bis 600 m hinaufreichten (nach *Tansley*). Aber nur kleine Reste auf blockigen Moränen, in Sümpfen u. ä. blieben erhalten. Sie bestehen hauptsächlich aus Eschen, Rotbuchen, Eichen und Platanen. Prächtigere Eiben als im Lake District habe ich nirgends gesehen.

Das höher gelegene, von Natur aus waldfreie Land hat seit jeher zur Schafhaltung eingeladen, und die Hirten haben die Waldgrenze auf 450 m und tiefer hinabgedrückt. Neben den Gräsern

Autumn Cal, Ullswater von Gowbarrow

beherrschen vor allem Farne das Bild dieser Schafweiden. Ihr Blaugrün im Sommer und ihr Rostbraun im Herbst setzt die Berge in einen scharfen Gegensatz zu dem märchenhaften, satten Lichtgrün der Talsohlen, auf denen die Rinder weiden. Unter diesen Farnen wachsen auch seltene Arten, z. B. die kleinen Hautfarne (Hymenophyllum tunbridgense), die nur in Galicien, Bretagne, Westengland und Westnorwegen vorkommen und die „Hyperatlantische Florenprovinz" anzeigen. Von 700 m ab folgt dann das arktisch-alpine Grasland, das der skandinavischen Fjellvegetation entspricht. Die Schafe werden nicht gehütet, sondern weiden sommers wie winters in ihrem ummauerten Bezirk. Diese „Herdwick"-Rasse gibt es nur im Lake District. Neben der Robustheit zeichnen sie sich durch einen besonders guten Orientierungssinn aus. Sie versuchen auch unter widrigsten Umständen, zu ihrer Heimatweide zurückzukehren. Beim Verkauf eines Hofs müssen deshalb die Schafe mitverkauft werden.

Die Ähnlichkeit mit den norwegischen Gebirgen rührt also hauptsächlich von den kahlen Hochflächen und den gerundeten Kuppen, den Karen am Hang, den breiten Pässen mit Rundhöckern, den seenreichen U-Tälern, den kleinen Waldresten in geschützten Mulden und den munteren Bächen mit ihren Wasser-

fällen her. Dazu gesellt sich noch eine Menge nordgermanischer Orts- und Flurnamen. Seit 851 n. Chr. hatten sich dänische Wikinger in Ostengland angesiedelt. Sie eroberten später den ganzen Nordosten bis zur Römerstraße London—Chester. König Alfred der Große konnte sie zwar 878 besiegen, ließ ihnen aber ihr Gebiet. In diesem „Danelaw" herrschten sie fast unangefochten bis zur normannischen Eroberung 1066. Im 10. Jahrhundert waren auch noch norwegische Wikinger von Irland und Man her in den Solway Firth und andere Buchten der Westküste eingedrungen. Vor allem siedelten sie sich rings um den Lake District an und wurden dort auch von den Normannen nicht bezwungen. Vorher hatten nur wenige Kelten auf Bergvorsprüngen gewohnt. Außer einer Steinsetzung bei Keswick („Druidic Circle") hat sich nicht viel Altes erhalten. Erst die Norweger entwässerten die Talsohlen, die meistens verlandete Teile von Seen sind, teilten sie durch Steinmauern auf und bauten auf der windgeschützten Seite ihre Höfe. So sieht das Wasdale noch heute wie manche norwegischen Gebirgstäler aus, in denen sich die Höfe auf die Sonnenseite beschränken. Die Häuser sind nieder, aber im Gegensatz zu Skandinavien aus Stein gebaut und hell geweißt. Flach neigen sich die Dächer und spitz steigen die Kamine auf. Die Kirchtürme gleichen Festungen. *Symonds* glaubt, noch heute in dem besonderen Sinn der „dalesmen" für Unabhängigkeit, in ihrer Großzügigkeit und Gastfreundschaft ihre Abkunft von den Wikingern zu erkennen. Die norwegische Sprache wurde im Lauf der Jahrhunderte von einer englischen Mundart verdrängt, in der aber viel mehr skandinavische Lehnwörter als im gewöhnlichen Englisch verborgen stecken. Immer noch heißen die Höhen „fells" (= Fjell) und die Bäche „beck". Viele topographische Namen erinnern an die norwegische Besiedlung, z. B.:

die Städte	Keswick	Kiesbucht
	Penrith	schöne Rodung
	Appleby	Apfel (?) stadt, 875 von Dänen gegründet
die Bucht	Solway Firth	Sonnenweg-Fjord
die Täler	Wasdale	Wat-Tal
	Eskdale	Eschental
	Grisedale	Schweinetal
	Langdale	Langes Tal
die Sümpfe	Ros-thwaite	Neuland bei den Rosen
die Seen	Rydal Water	See bei der Rodung
die Berge	Bowfell	Klippenplateau
	Catsdycam	Katzen-Schwanz (?) kamm

Trotz kleiner Erz- und Kohlenlager am Rande und im Innern des Lake Districts ist die Industrialisierung völlig an ihm vorbeigegangen. Auch die Landwirte können auf den schmalen Talböden keine Reichtümer sammeln. Deshalb spotten die Leute aus Yorkshire: „In t' Lake District there's nowt but scenery!" Aber diese Szenerie hat schon 1750 ihre ersten Bewunderer gefunden; im Jahre 1778, bevor die Schweiz entdeckt wurde, erschien bereits ein „Guide to the Lakes" im Buchhandel. Seine Neuauflage von 1810 durch *Wordsworth* machte sowohl die Seen als auch den Dichter in ganz England bekannt. Reiseziele kommen in Mode, sie kommen auch aus der Mode. Der Lake District ist jedenfalls heute nicht mehr überlaufen — das wäre ein Grund, einmal hinzufahren. Es hätte auch geschehen können, daß beim Nachlassen des Fremdenverkehrs andere Interessengruppen sich vorgedrängt hätten. Die Textilgroßstädte von Lancashire begannen, die Seen für ihre Wasserversorgung anzuzapfen — Thirlmere und Hawes Water wurden etwas höher gestaut und fließen heute nach Manchester. Die Forstverwaltung wollte große Flächen eintönig mit Fichten bepflanzen, das Heer verlangte Übungsplätze und die Luftwaffe Zielgelände. Aber ein kleiner Verein, the "Friends of the Lake District", hat diese herrliche Landschaft zäh verteidigt.

Heute ist der ganze Distrikt ein Naturpark, 80 000 ha gehören dem "National Trust for Natural Beauty and Historic Interest". Kein Palasthotel, keine Wurstbuden und kein Zeltplatz für tausend Menschen verunzieren die Seeufer. Die kleinen Hotels und die wenigen Landhäuser stören nicht, weil sie landesüblich aus Schiefer gebaut und hinter prachtvollen Bäumen, darunter vielen Exoten, verborgen sind. Neue Häuser müssen ebenfalls trocken aus Schiefer gemauert werden. Reiseandenken werden nicht importiert; sondern vor den Augen des Käufers entstehen aus Herdwick-Wolle Schals, Krawatten u. ä. Kleine Nebenstraßen sind für Kraftfahrzeuge gesperrt, manche Bäche nur mit Stegen überbrückt, so daß höchstens ein Ortskundiger die danebenliegende Furt durchfahren kann. So ist der Lake District ein Land der einsamen Bauernhäuser, der kleinen Fremdenpensionen und der Jugendherbergen. Im Sommer beherrscht der Rucksackwanderer die Wege, der Kletterer die Langdale Pikes. Jeder trägt einen Stein und erhöht damit den nächsten Steinmann; ohne diese Wegzeichen könnte man sich bei Nebel leicht verirren, denn manche Täler des Districts wirken ebenso wild und menschenleer wie Gebirgstäler in Skandinavien.

Dr. WOLFGANG HELLWIG

IRLAND - ein herrliches Land

Es wird wohl niemand Widerspruch erheben, wenn die Grüne Insel als westeuropäisches Land bezeichnet wird, das vom atlantischen Klima geprägt ist und von einer Bevölkerung keltischer Abstammung bewohnt wird. Wir betrachten Irland im allgemeinen als Bestandteil der Britischen Inseln mit allen natur- und kulturgeographischen Konsequenzen. Deshalb erscheint die Frage berechtigt, ob dieses Land innerhalb einer Betrachtung der nordischen Welt einen Platz einnehmen kann.

Im *geologischen Aufbau* ist die Ähnlichkeit mit den Gestaden des Nordatlantik groß, gehören doch weite Teile Irlands zum Rumpf des kaledonischen Gebirges, das in der Silurzeit (vor ca. 380 Mill. Jahren) aufgefaltet wurde. Es erstreckte sich einst von Irland über Schottland nach Norwegen und von da über die Bäreninsel und Spitzbergen nach Grönland, wo es sich in einen nördlichen und östlichen Arm auflöste. Dieses Gebirgssystem schuf einen großartigen Zusammenhang zwischen den Inseln und Halbinseln des europäischen Nordmeeres. Freilich ist es längst abgetragen, aber die mehr oder weniger großen Rumpfstücke lassen den ehemaligen Gebirgsverlauf noch gut erkennen.

Im einzelnen stimmen die in Irland vorhandenen Bruchstücke mehr mit Schottland als mit dem skandinavischen Hochgebirge überein. Denn in den Bergländern von Connemara und Donegal finden wir das eingerumpfte kaledonische Gebirge mit kristallinen Gesteinen und Verebnungsflächen wieder, wie wir es aus dem Schottischen Hochland kennen. Die Mourne- und Wicklow-Berge dagegen entsprechen mit ihren kaledonisch gefalteten älteren paläozoischen Sedimenten und Granitintrusionen dem südschottischen Bergland. Schließlich sind beide Bauelemente wie in Schottland durch eine Tieflandzone mit zwei Randverwerfungen voneinander getrennt. Diese Grabenzone ist sehr alt und nahm hier wie dort Abtragungsprodukte des kaledonischen Gebirges (Devon) und jüngere Ablagerungen auf.

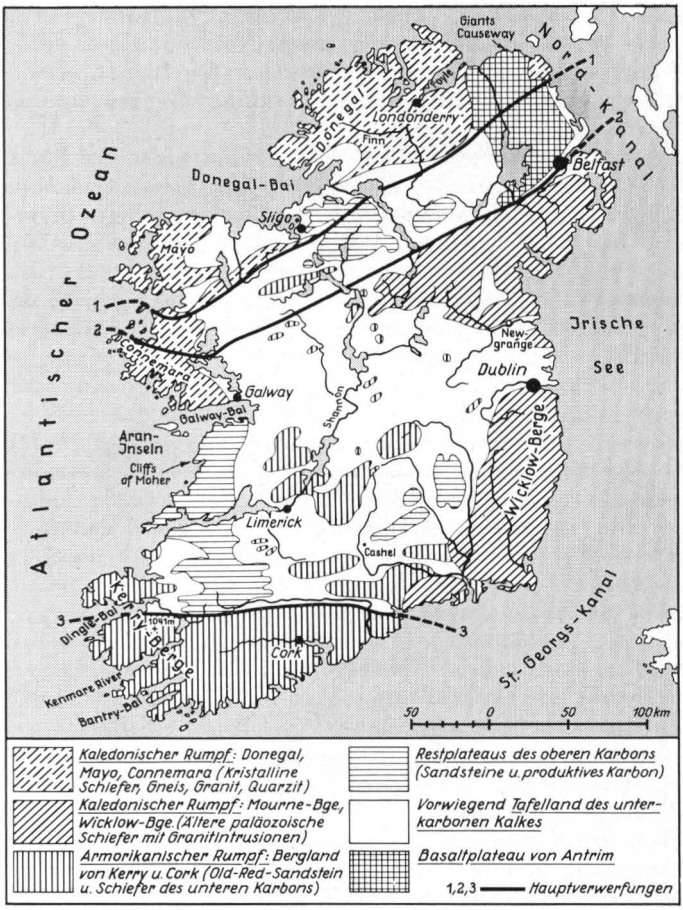
Nur die nördlich gelegenen irischen Bergländer gehören zum alten Rumpf und zeigen damit direkte Verwandtschaft mit Norwegen. In der Hauptlandschaft, der irischen Zentralebene, ist er von einer Tafel karbonen Kalkes verhüllt. Ganz im Südwesten endlich ist ein ganz anderes Bauelement angefügt: Die Bergländer von Cork und Kerry bestehen aus den Abtragungs-

produkten des kaledonischen Gebirges — besonders Old-Red-Sandstein —, die im Karbon gefaltet wurden. Dieser Teil Irlands, zum armorikanischen Bogen des zum Rumpf abgetragenen variskischen Gebirges gehörend, weist also nicht nach Nordeuropa, sondern nach Frankreich und Deutschland, wo Reste desselben Gebirges oft am Landschaftsaufbau beteiligt sind. Zu diesem alten Bestand an Bauteilen ist in der jüngeren Tertiärzeit noch einmal ein typisch nordisches Element getreten: Das Basaltplateau von Antrim. Es entstammt einer Serie von mächtigen Spaltenergüssen, die einst im nördlichen Atlantik ausgedehnte Decken gebildet hatten (Thule-Region). Mittlerweile sind sie zerbrochen und großenteils im Meer versunken, aber ihre frühere Ausdehnung läßt sich leicht aus den noch vorhandenen Bruchstücken rekonstruieren: Basaltlandschaften ähnlichen Charakters finden wir in Antrim, auf den schottischen Inseln Staffa, Mull und Skye, auf den Färöer, in weiten Teilen Islands und sogar an der Ost- und Westküste Grönlands. Das irische Basaltplateau ist besonders interessant an der Küste ausgebildet, wo die Brandung ein prächtiges Kliff hineingearbeitet hat. In zwei Stufen, die zwei Ergüssen entsprechen, steigt das Land an. Das Meer hat die innere Säulenstruktur frei gelegt, die z. T. phantastische Formen zeigt. Vor dem Kliff aber hat die Gewalt der Brandung die Säulen in etwa gleicher Höhe abgeschlagen, so daß die regelmäßigen Basaltsäulenquerschnitte stellenweise den Eindruck einer gepflasterten Straße erwecken. Der Volksmund hat deshalb den Namen *Giants Causeway*, „Riesenstraße", geprägt.

Eine letzte und ungemein wichtige Verbindung zum Norden und eine Angleichung aller irischen Landschaften aneinander hat schließlich die *Eiszeit* geschaffen. Von allen nordischen Zügen der Grünen Insel fällt wohl die glaziale Beeinflussung auch dem Laien am meisten ins Auge. Wie in England sind in Irland zwei Hauptvereisungen festgestellt worden. Die ältere (Eastern General Glaciation) bedeckte nahezu die ganze Insel, während die jüngere (Midland General Glaciation) im Süden etwa auf der Linie Shannon - Wicklow-Berge haltmachte. In Donegal und Connemara hat das nach Westen abfließende Inlandeis U-Täler hinterlassen, die später im Meer ertranken und so zu echten Fjorden wurden. Der bekannteste unter ihnen ist Killary Harbour, der zeitweise der englischen Kriegsflotte als Schlupfwinkel diente. Im allgemeinen aber lag Irland im Ablagerungsgebiet des Eises. Dadurch ist fast das ganze Land mit einer Decke von Moränenablagerungen verhüllt. Was für ein Glück für die Menschen! Sind doch die fruchtbaren Böden der irischen Zentralebene ein Geschenk der Eiszeit. Wo der karbone Kalk keine Moränendecke trägt wie auf den Aran-Inseln oder in der Landschaft Burren (Grafschaft Clare), erstreckt sich unfruchtbares Karstland.

Die Glazialmorphologie hat mehrere ihrer Begriffe aus dem Irischen genommen, weil die eiszeitlichen Ablagerungen ungemein reich an morphologischen Kleinformen sind, die schon früh Anlaß zu Untersuchungen gegeben haben. So ist der Ausdruck *Drumlin* irisch. Es gibt ganze Scharen von diesen glazial geformten Rücken aus Moränenmaterial im Norden und Westen der Grünen Insel. Nicht weniger bemerkenswert sind die *Oser*, jene mit Schotter ausgefüllten subglazialen Schmelzwasserrinnen, die heute als bahndammähnliche Erhebungen das z. T. sumpfige Land durchziehen und für die Anlage von Straßen wichtig geworden sind. Im Irischen heißen sie *Esker*. Dieser Ausdruck ist in der englischen Literatur für das skandinavische Os üblich.

In den Bergländern, besonders in Cork und Kerry, haben auch Lokalvergletscherungen bestanden, die glaziale Abtragungsformen wie Kare, Trogtäler, Zungenbeckenseen u. ä. hinterlassen und somit einen nordisch alpinen Charakter der Landschaft erzeugt haben. Wer in Killarney war, wird den reizvollen Übergang zu Pferd über den vom Eis niedergeschliffenen Paß Gap of Dunloe in den prächtigen, glazial bearbeiteten Macgillycuddy's Reeks ebensowenig vergessen, wie die Bootsfahrt zwischen den rundbuckelähnlich geformten Felseninseln des Oberen Sees, die an dem von einer Moräne abgedämmten Unteren See endet.



Geologische Karte von Irland (aus Kosmos)

Lassen sich auch bei *Klima und Vegetation* Gemeinsamkeiten mit den übrigen Ländern am Nordatlantik feststellen? Das Klima Irlands ist stark ozeanisch, d. h. milde Winter mit relativ hohen Temperaturen (im Südwesten + 7° bis + 9° C) wechseln mit kühlen Sommern (Juli + 15° C). Die milden Winter sind eine Folge des Golfstromes. Dazu kommen, über das ganze Jahr verteilt, reichliche Niederschläge (im Westen ca. 1500 mm/Jahr). Auf der Westseite der Insel ist das ozeanische Klima ausgeprägter als im Osten. Denselben Klimatyp finden wir an den nordi-

schen Küsten wieder, denken wir doch an Westnorwegen mit seinen eisfreien Häfen bis weit in den Norden, an den milden Winter auf den Färöer oder an den Gestaden Islands. Freilich fehlen in Irland die Lichtfülle des nordischen Sommers und die Polarnacht.

Ausdruck des feuchten Klimas sind in Irland wie in den Randländern des europäischen Nordmeeres der *Gewässerreichtum* und die zahlreichen Moore, die der Bevölkerung billigen Brennstoff liefern. In *floristischer Hinsicht* nimmt das Land eine Mittelstellung ein. Im Vordergrund stehen selbstverständlich die atlantischen Florenelemente. Ein Erlebnis ist im Frühjahr der gelbe Blütenflor des Stechginsters (*Ulex europaeus*). Atlantische Pflanzen wie die Glockenheide (*Erica tetralix*) finden wir natürlich auch in Norwegen. Die Milde des Winters läßt auch zahlreiche mediterrane Elemente und wärmeliebende Fremdlinge gedeihen. Von ihnen seien der Erdbeerbaum (*Arbutus unedo*), die Mittelmeerheide (*Erica mediterrana*) und als ganz besonders üppiger Gast aus den wärmeren Teilen Amerikas die Fuchsie genannt. In unserem nordischen Zusammenhang aber sind arktische oder arktisch-alpine Pflanzen am interessantesten, die durch die Eiszeit hierher gebracht wurden und an geeigneten Standorten die Zeiten überdauert haben. Besonders bemerkenswert sind die Vorkommen von Frühlingsenzian (*Gentiana verna*, eurasisch-alpin, auch in Norwegen) und von Silberwurz (*Dryas octopetala*, amphiarktisch-alpin, auch in Norwegen, Island und Grönland) auf Kalkboden im Westen Irlands. Sie sind Zeugen einer vergangenen nordischen Vegetation. Auch die vielen Beeren (Heidelbeere, Krähenbeere, Bärentraube) erinnern an die Tundren Nordeuropas.

Abgesehen davon, daß die Gemeinsamkeiten der natürlichen Ausstattung in Irland und den nordischen Ländern Ähnlichkeiten in der Landnutzung herbeigeführt haben, zeigt die irische Kulturlandschaft durchaus ihr eigenes Gepräge. Lediglich hat die *Wikingerzeit* gewisse Spuren hinterlassen, die zum Norden weisen, war doch Irland mehrere Jahrhunderte lang in historischem Sinne ein Bestandteil der nordischen Welt. Während die frühchristlische keltische Mönchskirche blühte und ihre Missionare in viele Länder Europas entsandte, begannen die Wikinger ihre Expeditionen im Bereich des nördlichen Atlantik. In Island und auf den Färöer trafen sie irische Einsiedlermönche an und vertrieben sie. Bald gerieten auch die Britischen Inseln selbst in ihren Einflußbereich. 793 plünderten sie Lindisfarne vor der northumbrischen Küste, 795 tauchten sie erstmals in Ir-

Wikingersiedlungen des 8., 9. und 10. Jahrhunderts auf den Britischen Inseln

land auf und suchten die Insel Lambey vor Dublin heim. Bald nach 800 nahmen die Überfälle norwegischer Wikinger stärkere Ausmaße an. Das Land war nicht straff organisiert, sondern in zahlreiche kleine Fürstentümer zerfallen, so daß die Wikinger leichtes Spiel hatten und innerhalb von zwanzig Jahren Herren im Osten und Westen der Insel waren. Die Schätze vieler Klöster fielen in die Hände der Plünderer. 839 kam der norwe-

gische Häuptling Torgeis mit einer großen Flotte an der Nordküste an und machte sich selbst zum „König aller Ausländer in Irland". Das läßt schon auf eine größere Zahl von Wikingern im Lande schließen. Torgeis gründete Dublin und versuchte, wieder das Heidentum einzuführen, nachdem das Christentum schon vierhundert Jahre geherrscht hatte. Die Iren jedoch leisteten Widerstand, fingen Torgeis im Jahre 844 und ertränkten ihn im Loch Nair. Wenige Jahre später erschienen dänische Wikinger. Geschickt nutzten die Iren deren Gegensatz zu den Norwegern aus und besiegten diese gemeinsam mit den Dänen 851. Aber kurze Zeit danach wendete sich das Blatt wieder: Olav der Weiße erschien, stellte die Oberherrschaft der Norweger wieder her und vertrieb die Dänen. Er herrschte in Dublin, sein Bruder Ivar in Limerick. Ein irischer Zeitgenosse berichtet mit der dem Irischen eigenen Ausdruckskraft folgendermaßen von dem Unglück, das über das Land gekommen war:

„Wenn hundert Köpfe von hartem Eisen auf einem Halse wachsen könnten und wenn jeder Kopf hundert scharfe und dauerhafte Zungen von gehärtetem Metall besäße und wenn jede Zunge unaufhörlich mit hundert lauten und nicht zum Verstummen zu bringenden Stimmen schriee, sie wären doch nicht fähig, all das Leid aufzuzählen, welches das irische Volk — Männer und Frauen, Laien und Priester, jung und alt — von den Händen dieser kriegerischen und rücksichtslosen Barbaren erlitten hat."

Zum norwegischen Mutterland bestanden enge Beziehungen, wenn auch die Ausgangspunkte der Wikingerzüge nach Irland auf den Shetland- und Orkneyinseln, sowie auf den Hebriden lagen, die norwegisch besiedelt waren. Daß in Irland vorwiegend norwegische Wikinger am Werke waren, zeigen Funde von irischen Schmuckstücken und anderen Gegenständen in norwegischen Gräbern des 9. und 10. Jahrhunderts. In Dänemark und Schweden sind derartige Funde selten.

Das ausgehende 9. Jahrhundert sah wieder viele kriegerische Verwicklungen zwischen Iren und Wikingern. Diese waren allerdings auch an militärischen Unternehmungen in Südwestschottland und Nordwestengland beteiligt. Deshalb gelang es 901 den Iren wieder, Dublin zu erobern. Aber die Norweger schlugen zurück und sicherten ihre Oberherrschaft im 10. Jahrhundert erneut für mehrere Jahrzehnte. Berühmte Könige wie Sigtrygg und Olav Kvaran regierten. Der norwegische Einfluß erreichte seinen Höhepunkt. Die von den Wikingern gegründeten Städte waren Zentren des Handels, der ganz in den Händen der Er-

oberer lag. Islands Besiedlung erfolgte zum Teil über Irland. Auch in Irland nahmen die Wikinger nun das Christentum an. König Olav Kvaran starb 981 als Mönch im schottisch-irischen Kloster Iona. Um das Jahr 1000 erstand den Iren in Brian Boru eine politisch-militärische Führerpersönlichkeit. Als High King gelang es ihm, das Land zu einen und die irische Souveränität wieder auf ganz Irland einschließlich Dublin auszudehnen. Noch einmal kam es zu einer entscheidenden Schlacht mit den Wikingern. Brian Boru gewann 1014 bei Clontarf den Sieg über die vom Orkney-Jarl unterstützten Norweger, verlor aber dabei das Leben. In Dublin, Waterford, Wexford und Cork hielten sich die Norweger noch länger als ein Jahrhundert. Sie beherrschten nach wie vor den Handel. Unter König Sigtrygg III. von Dublin (Sigtrygg Seidenbart) wurden zu Beginn des 11. Jahrhunderts die ersten Münzen geschlagen (Sitric Rex Dyflin).
Mit der Eroberung Irlands durch die Anglonormannen im Jahre 1170 und der beginnenden Oberherrschaft Englands ging die nordische Periode der irischen Geschichte zu Ende. Die letzten Wikinger wurden besiegt und meist vertrieben. In Dublin siedelten sich die restlichen „Ostmänner" in einem besonderen Stadtteil an, in dessen Namen „Oxmantown" sie noch heute fortleben. Die sichtbaren Zeichen der Wikingerzeit in der irischen Kulturlandschaft sind gering. An ihre Raubzüge gegen die Klöster erinnern die merkwürdigen *Rundtürme*, die nur während der Wikingerzeit gebaut wurden. Sie dienten vermutlich als letzte Zuflucht der Mönche, als Versteck für die Schätze des Klosters, zur Beobachtung des herannahenden Feindes und — in Friedenszeiten — auch als Glockenturm. Während sich die Raubzüge über das ganze Land erstreckten, blieben die endgültigen Wikingersiedlungen auf kleine Küstengebiete um die von ihnen gegründeten Städte Dublin, Wexford, Waterford, Cork und Limerick beschränkt. Alle diese Plätze hatten eine ausgezeichnete Lage als Hafen- und Handelsplätze. Die Iren kannten keine städtischen Siedlungen. So bleibt als Verdienst der Wikinger, daß sie als erste Menschen dem Lande Städte geschenkt haben, die bis heute blühen. Darüber hinaus erinnern nur noch einige Landschaftsnamen an die Nordmänner. Die späteren Jahrhunderte haben die irische Kulturlandschaft mehr im angelsächsischen Sinne beeinflußt.
So kommt Irland mit seiner Naturlandschaft den andern „Ländern an nordischen Meeren" recht nahe. Auch hat es in mehr als drei Jahrhunderten eine beachtliche Rolle in der Wikingergeschichte gespielt, deren Spuren hier und dort noch zu sehen sind.

Dr. ELISABETH KLEBERGER

Der Einfluß der irischen Mönchskirche auf Europa im frühen Mittelalter

Irland nimmt in der europäischen Entwicklung eine Sonderstellung ein; es ist geographisch durch seine Insellage vom Festlande getrennt, außerdem gehörte es niemals zum Imperium Romanum und stand daher außerhalb des römischen Kultureinflusses. Unbekannt war die Insel, wie wir aus Tacitus wissen, freilich nicht. Funde römischen Ursprungs beweisen die Verbindungen mit dem römisch besetzten Britannien. Jedoch sind diese Begegnungen ohne weitere Wirkungen geblieben, die Eigenständigkeit der Kelten und ihrer Überlieferung wurde gewahrt, sie wurde nicht von der Kultur des Imperium Romanum überdeckt.

Fast kann die Missionierung Irlands, mit Sicherheit durch Patrick seit 432 nachweisbar — das Wirken eines Vorgängers Palladius ist unsicher — als Versuch einer späten Einbeziehung der Insel in den römischen Kulturkreis bezeichnet werden. Patrick, der zwischen 432 und 460 in Irland missionierte, kannte durch die Ausbildung in Auxerre sowohl die römische Kirchenorganisation als auch die Formen vorbenediktinischen Mönchtums im Mittelmeerraum. Er war der Organisator des kirchlichen Lebens der Iren und versuchte die irische Kirche nach Diözesen zu gliedern; 441 gründete er das im Norden Irlands gelegene Erzbistum Armagh als Primitialsitz. Daß er bei seiner Tätigkeit wohl Helfer aus der Gallia Christiana hatte, verdeutlicht eine Notiz in einem Katalog der „Heiligen Irlands" aus dem achten Jahrhundert. In ihm wird ausdrücklich betont, daß die ersten Bischöfe Irlands von Römern, Franken, Britanniern und Gälen abstammten. Diese Notiz und ein Hinweis auf Patricks Studienort Auxerre mögen die Bedeutung der zwischen Irland und dem Festlande in dieser Zeit bestehenden Verbindung unterstreichen.

In dem Jahrhundert nach Patricks Tod lockerte sich durch die vordringenden Angeln und Sachsen diese Verbindung zu dem Festland und der Weg für die Entwicklung der irischen Sonderart wird frei. Die irische Kirche wandelt sich entscheidend: sie wird zur Mönchskirche, die kirchliche Organisation Patricks löst sich auf, an Stelle der geographischen Einheit der Diözese tritt die Gemeinschaft der Klöster, die Familia. Die Bischöfe verlieren ihre Verwaltungsaufgaben, sie behalten nur ihre Funktion

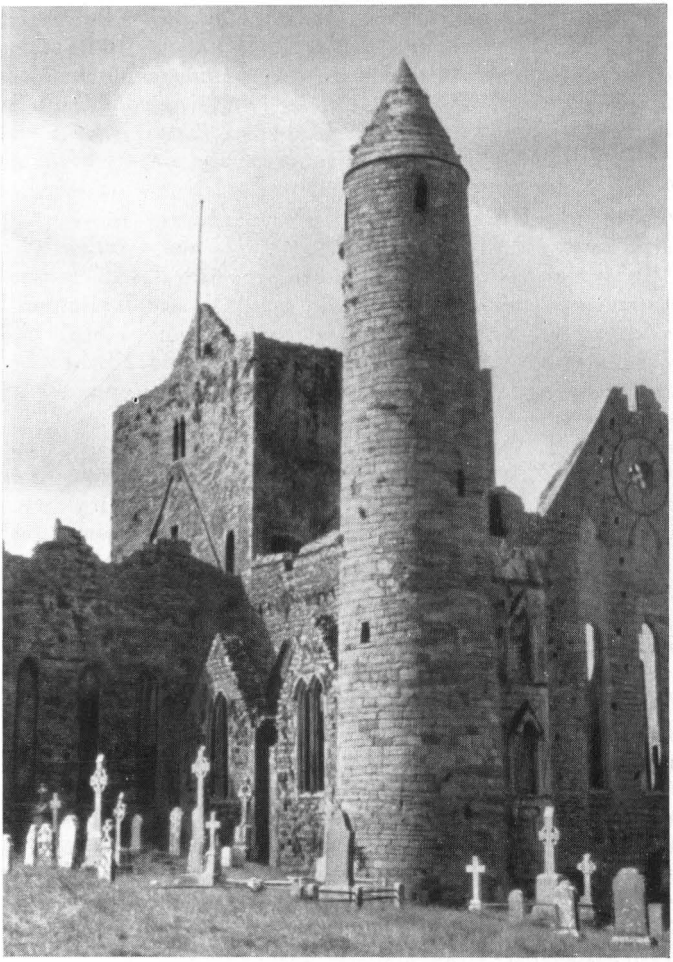
als Weihbischöfe. Träger des religiösen und kirchlichen Lebens werden das irische Mönchtum und damit zugleich die irischen Klöster.

Das wesentliche Merkmal des irischen Mönchtums, sicher beeinflußt von dem ägyptischen Mönchtum, ist der Gedanke der Askese, verbunden mit dem der Buße. So ist es für den Iren das größte Opfer, zur Ehre Gottes den Familienverband zu verlassen und sich in die Einsamkeit zu begeben, um als Eremit zu leben, beziehungsweise sich einer Mönchsfamilie anzuschließen. Gerade aus diesem Gedanken heraus, daß Leben in der Einsamkeit gleichbedeutend mit Buße ist, erklären sich die vielen Niederlassungen auf Inseln (z. B. Aran-Inseln, Skellig-Inseln, Iona [Hy] u. a. m.). Auch das Leben im Kloster kennt im Gegensatz zu den Gemeinschaftsklöstern des Festlandes kein gemeinsames Wohnen; die Mönche leben für sich, abgesondert in ihren einzelstehenden Hütten, ursprünglich aus Eichenholz, später aus Stein; gemeinsam sind nur Speisehaus und Kirche. Die gesamte Anlage war von einem meist ringförmigen Schutzwall umgeben; daraus erwuchs die Klosterstadt. In der Mönchsfamilie eines Klosters wurden drei Gruppen unterschieden, 1. die Seniores; sie widmeten sich dem Gebet und der Wissenschaft; 2. die Iuniores (alumni), die lernenden Brüder; 3. die Operarii, die Brüder, die die notwendigen Arbeiten verrichteten. Dem einzelnen Kloster übergeordnet war das Mutterkloster, dessen Abt die Iurisdiktion über die einzelnen Tochterklöster der Familia zustand. Diese Klöster waren entsprechend der irischen Gesellschaftsstruktur, die Sippe und Familie besonders betonte, in rechtlicher Beziehung mit der politischen Organisation der Stammesverfassung verbunden. Dies wird in dreifacher Hinsicht deutlich. Zunächst war die Abtswürde in der Familie erblich (der Abt mußte nicht Geistlicher sein), ebenso war die Abtswahl Angelegenheit des Stammes, schließlich lag die finanzielle Unterhaltung der Kirche in den Händen des Stammes: der Kirche gehörten alle Erstlinge und der Zehnte. Der Stammesbezirk deckte sich weitgehend mit dem Diözesanbezirk des Klosters, der Abt war der kirchliche Regent der Diözese. Dadurch war es möglich, auch die Laien der klösterlichen Zucht zu unterwerfen. Sicherlich ist diese Sonderentwicklung durch das Fehlen von Städten im frühen Irland, die als erzbischöfliche Sitze zugleich iurisdiktionelle Mittelpunkte gewesen wären, begünstigt worden.

Die schon genannten Gedanken der Askese und der Buße wurden nun auch zu entscheidenden Impulsen für die irische Mis-

sion, in der sich christlicher Auftrag und ein gewisser Wandertrieb der Iren miteinander verbanden. Die ersten Missionsgebiete der Iren lagen in unmittelbarer Nachbarschaft der Insel; auf der Insel Hy (Iona) gründete Columbanus, der Begründer der irischen Klöster Derry, Durrow und Kells, 536 ein Kloster, das der Ausgangspunkt für die Bekehrung der Pikten (Schotten) und von Northumbrien wurde. Von hier aus erfolgte ein weiterer Vorstoß zu den Orkney- und Shetland-Inseln, sowie nach Island. Im Grenzgebiet von Schottland und England traf die iroschottische Mission auf die angelsächsisch-römische Missionskirche, die von Papst Gregor I. ausgegangen war.

Auch auf dem zweiten Missionsfeld der Iren im Frankenreich war ein Zusammentreffen mit der römischen Diözesankirche unvermeidbar. Columbanus begab sich 590 mit 12 Begleitern, nachdem er sich zunächst in der Bretagne aufgehalten hatte, in die Arva Gallica, in die Vogesen, wo er nach irischem Vorbild in dem ihm überlassenen Anegray (Anagrates) ein Kloster gründete. 590 erfolgte die Gründung von Luxeuil, später die von Fontaines und Granfelden (bei Basel). Von diesen Stätten aus wurde missioniert. Besonders bedeutend war der Einfluß von Luxeuil im burgundischen Raum. Neben die nicht sehr zahlreichen Gründungen des Columbanus trat eine ganze Reihe von Klostergründungen anderer Iren und einheimischer Adliger, Klöster, die der Regel des Columbanus folgten. Stiftungen dieser Art wurden von Merowingern und Karolingern in gleicher Weise gefördert. Es wird dabei das Wirken der irischen Mission auch in der nichtmonastischen Kirche sichtbar. Nach seinem Scheitern im Frankenreich, das wohl auf das Einverständnis der in ihrer Organisation gestörten Bischöfe mit dem merowingisch-burgundischen Hof zurückzuführen ist, suchte Columbanus im Bodenseeraum Fuß zu fassen, was ihm aber nur für kurze Zeit gelang. Sicher sind hier die aus dem Südosten und Süden kommenden Missionseinflüsse schon zu stark gewesen, als daß sich Columbanus ohne irgendeinen geistlichen oder politischen Rückhalt dagegen hätte durchsetzen können. In Oberitalien gründete er 612 Bobbio, die südlichste iroschottische Gründung überhaupt. Dieses Kloster nahm unter den festländischen Klöstern dieser Zeit dadurch eine besondere Stellung ein, daß es als erstes Kloster 628 von Papst Honorius I. die Exemtion erhielt und damit der Iurisdiktion des Diözesanbischofs entzogen wurde.
Ebenso ist der Ursprung von St. Gallen auf eine um 612 im Steinbachtal entstandene Einsiedelei des Iren Gallus, eines Begleiters des Columbanus, zurückzuführen.

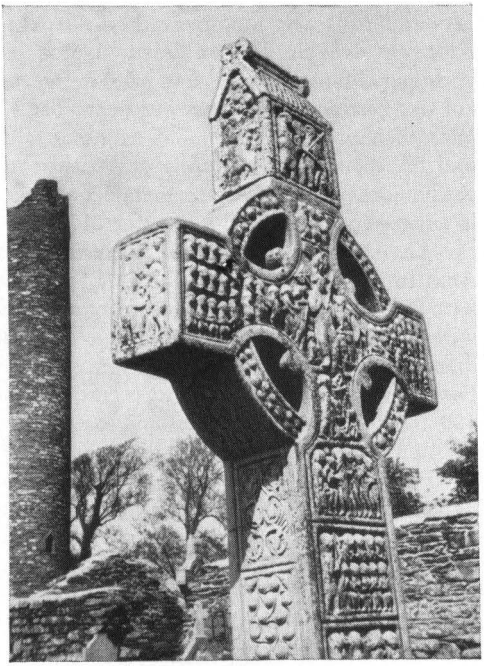


Rundturm und Kathedrale auf dem Rock of Cashel

Es würde den Rahmen dieser Arbeit sprengen, sollten alle irischen Missionare, die aus dieser Zeit bekannt sind, genannt werden. Wir wollen uns vielmehr auf einige von ihnen beschränken. So soll hier vor allem neben Columbanus noch Kilian genannt werden; er nimmt insofern eine Sonderstellung ein, da er als einziger Ire das Martyrium erlitt. Das fehlende Martyrium suchten die Iren ja durch ein Übermaß an Askese zu ersetzen.

Den Ausstrahlungen, die von den iroschottischen Klöstern Luxeuil, Bobbio, Pèronne, Echternach u. a. als Kristallisationspunkten ausgingen, begegnen wir im Bodenseeraum, am Main, in Belgien, an der Marne und in der Pikardie. Jedoch läßt sich ihr Einfluß keineswegs räumlich abgrenzen. Wir wissen vielmehr, daß durch Bischof Virgil von Salzburg, einen Iroschotten, irische Einwirkungen auch im Osten spürbar wurden, abgesehen von bereits vorhandenen Verbindungen.
Das achte Jahrhundert bringt das Ende der iroschottischen Mission auf dem Festland, wohl bedingt durch das Übergewicht der angelsächsischen Bischofskirche, gegen die sich die iroschottische Mönchskirche auf der Synode von Withby (664) nicht durchzusetzen vermochte. Diese angelsächsische Kirche übernimmt nun auch die Missionierung der noch nicht oder nur unvollständig missionierten Teile Deutschlands.

Überblicken wir das Wirken der Iroschotten in Europa, so erhebt sich einmal die Frage, wie weit denn nun die Iroschotten die Aufnahme des Christentums fördern konnten, zum andern aber, weshalb sie sich auf dem Festlande nicht behaupten konnten. Sicher wurde die Aufnahme des Christentums durch die iroschottischen Mönche entscheidend gefördert, vor allem durch ihre Beicht- und Bußpraxis, die sich nicht auf die Mönche beschränkte, sondern in diese auch die Laien miteinbezog. In dieser Beicht- und Bußpraxis wurden die Übungen der Mönche als Grundlage der Seelsorge an Laien angewandt. Hier beginnt die geheime Beichte, hier fängt die Beichtpflicht an, wenn diese auch erst seit dem Lateranskonzil von 1215 allgemein verbindlich wurde. Dies dürfte die nachhaltigste Wirkung der Iroschotten überhaupt gewesen sein.
Auch in der kirchlichen Verfassung war der irische Einfluß zunächst bedeutend. Das Aufbegehren gegen die Unterstellung irischer Klöster unter den Diözesanbischof führte zur Exemtion von Bobbio. Aber gerade hier zeigt sich eine entscheidende Schwierigkeit für die irischen Niederlassungen auf dem Festlande. Im Frankenreich hat das iroschottische Mönchtum erheblichen Einfluß auf die Klöster, nicht aber auf die schon einer gewissen Verweltlichung zuneigende fränkische Kirche ausgeübt. Es war verständlich, daß die Bischöfe sich bemühten, die iroschottischen Klöster, die wie Fremdkörper in ihren Diözesen lagen, ihrer Jurisdiktion zu unterstellen, und ihr Bestreben wurde durch den hier ebenso wie im Mutterland fehlenden Zusammenschluß der Iren zu einer Gemeinschaft unterstützt.



Muiredachs Cross
Keltisches Kreuz
aus dem
10. Jahrhundert

Zwar gibt es für die irischen Klöster Regeln, vor allem die Regel des Columbanus, aber sie läßt im Gegensatz zur Benediktinerregel jegliche Vorschriften über die Klosterverfassung vermissen; ihr Kernstück ist vielmehr die Bußpraxis des Einzelnen. Gewiß haben sich beide Regeln aneinander angeglichen, und im siebten Jahrhundert werden beide Regeln für das Kloster Solignac zu einer „regula beatissimorum patrum Benedicti et Columbani" vereinigt. Aber auch dieser Vorgang beweist gerade die gegenseitige Durchdringung von keltischem und römischem Wesen, wobei das Keltentum — ohne engeren Zusammenschluß und ohne den politischen Rückhalt, den die Sippe oder der Stamm den Klöstern auf der Insel gewährte, — seine Eigenart allmählich verlor. In diesen Angleichungsprozeß gehörte auch die Aufgabe des besonderen irischen Ostertermins und der andersartigen Tonsur. Gleichzeitig vollzog sich in Irland selbst eine ähnliche Entwicklung, wenn auch die endgültige Romanisierung der Kirche im Mutterland erst im 12. Jhdt. erfolgte.
Auch auf einem anderen Gebiete muß an das Wirken der Iroschotten erinnert werden. Ungestört durch die Stürme der Völ-

kerwanderungszeit konnten sich die irischen Mönche in Ihren Klöstern den Studien widmen. Durch sie sind eine Reihe wichtiger Handschriften und die steilgezogene irische Schrift auf das Festland gekommen; so nennt der Katalog der Klosterbibliothek von St. Gallen im neunten Jahrhundert 31 Bücher und Bogen in irischer Manier geschrieben und mit Buchmalerei geschmückt. Sie werden im Katalog als „libri Scottice scripti" in einer eigenen Abteilung aufgeführt, ein deutliches Zeichen für das nachhaltige kulturelle Wirken der Iren am Oberrhein. Auch in der karolingischen Kultur ist ihr Einfluß deutlich spürbar. Wie weit etwa die irische Liturgie auf die festländische einwirkte, ist schwer zu sagen, da diese sich durch die irische Kirchenreform des 12. Jahrhunderts weitgehend verändert hat.

Fassen wir nun zusammen, so ergibt sich folgendes Bild: Von 600 bis ca. 700 ist das Festland das Missionsgebiet der Iroschotten, die dann mehr und mehr von der angelsächsischen Kirche abgelöst werden. Infolge ihrer Eigenart und durch ihre Zersplitterung vermögen sie sich nicht gegen den immer mehr erstarkenden Einfluß der Bischöfe durchzusetzen, so daß sie sich allmählich angleichen. Ihre geistliche und kulturelle Wirksamkeit hat aber für die weitere Entwicklung des religiösen Lebens auf dem Kontinent erhebliche Bedeutung gehabt. Einen letzten Aufschwung nahm dann das iroschottische Mönchtum seit dem 11. Jahrhundert, vielleicht mitbestimmt von den Kreuzzugsgedanken, mit der Gründung der Schottenklöster auf dem Festland (Regensburg, Wien, Nürnberg, Erfurt), die z. T. bis in das 15. Jahrhundert Nachwuchs aus Schottland erhielten.

Der starken Einflußnahme der Iroschotten auf dem Festlande stand lange Zeit keine gleichwertige Wirksamkeit vom Festlande her gegenüber. Sie begann in Irland erst im 12. Jahrhundert mit der Gründung des Zisterzienserklosters Mellifont (1142). Seitdem übernahm Irland die Formen der großen, festländischen, europäischen Orden und mit der Synode von Kells 1152 zugleich die Diözesanverfassung; es entstanden vier Bistümer, Armagh, Cashel, Tuam und Dublin. Die irische Mönchskirche gab damit nun endgültig ihre Sonderform auf und übernahm alle Formen der römisch-katholischen Kirche. So wie die iroschottische Mission des frühen Mittelalters in mancher Hinsicht wichtig für die religiöse und kulturelle Entwicklung Europas war, so wurde die endgültige Verbindung Irlands mit der römischen Kirche entscheidend für die politische Entwicklung der Insel bis in unsere Zeit.

HEDWIG STEINER

Alt-irische Legende:
Brief Kolumbas an Bruder Mochna.

„Mein guter Bruder Mochna! Deinen Brief
empfing ich heute. Seine Trauer rief
mein Herz wie eine Glocke mahnend wach.
Ich bin bei Dir! Denn Deiner Zelle Dach
wölbt über Deiner Einsamkeit sich schwer.
Du schriebst: ‚Er starb; er ruft nicht mehr,
der zum Gebet mich weckte früh am Tag —
mein bunter Hahn — wenn ich oft träg noch lag.' —
Du schriebst: ‚Das Mäuslein starb, mit dem ich gern
mein karges Brot geteilt, auf daß des Herrn
Verheißung und Gebot beherzigt ward.' —
Du fürchtest Dich, daß nun Dein Herz erstarrt.
Du schriebst: ‚Die Fiege starb, der einzige Genoß,
der summend Antwort gab, wenn mich verdroß
die Stummheit meiner Zelle Tag und Nacht.' —
O, Bruder Mochna, hast Du es bedacht,
daß mit dem Reichtum auch sein Fluch entwich?
Gott nahm die Herde Dir. — Besinne Dich!
Er will Dir wohl. Er nahm Dir ab die Last,
damit Du Frieden nun und Freiheit hast."

(Bruder Mochna soll einer der Mönche in Sanct Kevins Klostersiedlung Glendalough gewesen sein. Den Trostbrief schrieb Columba der Ältere, irisch Colum Cille (= die Taube), ein nordirischer Königssohn, Gründer vieler irischer Klöster und Missionar auf der Insel Iona. Er starb 597.)

Dr. WILHELM IRION

BAHNFAHRT HAMBURG-OSLO

(Aus dem Tagebuch)

Es ist ein ungeschriebenes Gesetz der Reiseleiterpsychologie, daß bei Gesellschaftsreisen peinlichst vermieden wird, Beruf und Alter der Reisegefährten preiszugeben. Es ist dann vergnüglich zu beobachten, wie im Stillen — kaum hat die Fahrt begonnen — ein allgemeines Beriechen und Rätselraten anhebt und wie sich die Gruppen und Grüppchen rasch zusammenfinden.
Ich bilde mir nun nicht ein, daß sich so rasch jemand für mich und meinen Beruf interessiert hätte. Aber bald hatte ich heraus, daß man mich zum mindesten für einen großen Pedanten hielt, — anfangs wenigstens —, denn ich entpuppte mich hinterher zum allgemeinen Gaudium als etwas ganz anderes.
Ich hatte in meiner Hosentasche (wie weiland Goethe auf seiner italienischen Reise) stets ein kleines Notizbuch zur Hand mit herausnehmbaren Blättern, deren ich auf der Reise ein ganzes Dutzend mit winziger Schrift so hoffnungslos dicht beschrieb, daß außer mir niemand dieses geheimnisvolle Gekritzel zu entziffern imstande gewesen wäre. Es war immer ein allgemeines Schmunzeln zu bemerken, wenn ich mein Büchlein zückte, aber sein Inhalt befähigt mich heute, von dieser einzigartigen Reise ein wenig mehr zu erzählen, als ein normales Gedächtnis herzugeben pflegt. Und daß ich nicht, wie Goethe, 27 Jahre mit der Niederschrift warte, ist — o süße Einbildung — Euer Glück: Wer würde sonst je von mir etwas Genaueres darüber erfahren, wie ich dieses Unternehmen in Wirklichkeit erlebt habe?

Als wir bei Helsingör — vorbei an dem düsteren Hamletschloß — über den Öre-Sund nach Schweden übersetzten und auf unserer Fahrt nach Norden immer noch vergeblich unter der atlantischen Hochnebelglocke nach dem ersten Sonnenstrahl Ausschau hielten, schien sich in mir — in Erahnung kommender Ereignisse — eine Wandlung zu vollziehen: Ich zückte das besagte Büchlein und begann, die fremd und nordisch klingenden Namen der vorbeifliegenden Stationen aufzuschreiben. Denn ich hatte zwischendurch einmal prophezeit, daß das Wetter besser würde, und wollte den Moment meines Triumphes mit Bewußtsein auskosten, zumal durch das Gewirr der Stimmen im Abteil manch spöttische Bemerkungen an mein Ohr drangen, über Wettermacher und so.
Wo und wann es dann geschah, daß wir aus der atlantischen

Düsternis, die uns seit Hamburg begleitete, wie aus einem Tunnel herausfuhren und uns plötzlich in einer sonnüberglänzten, fast unwirklichen Landschaft befanden, habe ich trotz des vielen Aufschreibens fast versäumt: Es war zwischen Halmstad und Göteborg am Freitag, den 27. Juli 1962 kurz vor 12 Uhr. Seltsam kahle, dunkle Inselchen ragten zur Linken in großer Zahl aus dem schimmernden Meer, an dem der Zug jetzt eben in geringer Entfernung entlangfuhr, und zur Rechten, landeinwärts, dehnten sich marschartig grüne Weiden, die von lockeren Waldstücken und sauberen Höfen durchzogen waren.

*

AUS DEM KREISE UNSERER MITARBEITER:

Wie wir erfahren, wird unser Freund Max Bächer, Dipl.-Ing. und Architekt, als ordentlicher Professor den Lehrstuhl für Entwerfen und Raumlehre an der Technischen Hochschule in Darmstadt aufbauen. Wir freuen uns über diese ehrenvolle Berufung und geben zugleich der Hoffnung Ausdruck, daß Prof. Bächer auch in Zukunft trotz seines neuen riesigen Aufgabenbereiches unserer Zeitschrift und unseren Reisefreunden mit seinem Wissen, seinem Humor und seiner so feinen menschlichen Art treu bleiben wird.

Wie wir dem Amtsblatt des Kultministeriums von Baden-Württemberg entnehmen, ist unser langjähriger Reiseleiter Dozent Dr. Hermann Raaf zum Professor an der Pädagogischen Hochschule in Reutlingen ernannt worden. Auch ihm gratulieren wir, zugleich im Namen unserer Reisefreunde, herzlich!

Literatur und Anmerkungen zu Seebaß Helluland:

E. Arnórsson: Ari fródi. Reykjavik 1942
J. Bröndsted: Problemet om nordboer i Norden i Nordamerika för Columbus Aarböger for Nordisk Oldkyndighet, Köbenhavn 1950
Fr. Genzmer: Die isländischen Erzählungen von den Vinlandfahrten 1944
Isforholdne i de artiske have. In: Nautisk-meteorologiske Aarböger 1959 ff.
H. Hermansson: The problem of Wineland. 1936
R. Nordenstreng: Die Züge der Wikinger. 1925
G. Schott: Geographie des Atlantischen Ozeans, Neuauflage Hamburg 1942
F. Nansen: Nebelheim 1911

Zu Weise, Südwest-Grönland:

[1]) Über Mineralien und Metalle berichtet Hans Egede u. a.: Grüne Färbung des Erdreichs läßt mancherorten auf Kupfererze schließen. Der oft gelbe Sand ist weder gold- noch silberhaltig. Ferner: „. . . Steinflachs oder Asbestus findet man viel, er läßt sich spalten wie Holz, kann aber nicht verbrennen. Aus dem unechten Marmor oder Weckstein fertigen die Grönländer Lampen und Kessel". A. a. O. berichtet er von heißen Quellen, deren Wasser, wie er sagt, die Krätze vertreiben kann.

[2]) 1807 fuhr Karl Ludwig Giesecke für drei Jahre nach Grönland, um dort nach Bodenschätzen zu suchen. Er ging an der Westküste bis 75 Grad nach Norden. Seine geologischen Arbeiten über Grönland waren etwa 100 Jahre maßgebend für die Geologie dieses Landes. Giesecke war Jurist, Mineraloge und Schauspieler; er wurde später Professor für Mineralogie an der Universität Dublin. Er starb 1833 und wurde auch durch den sog. Schikanederstreit bekannt (Text zur „Zauberflöte").

[3]) 1938 wurden im Thuledistrikt unter 80 Grad durch den dänischen Archäologen Holtved normannische Gebrauchsgegenstände ausgegraben. Zu den Beweisen normannischer Unternehmungen im hohen Norden gehören zwei Runensteine, die 1824 bei Upernivik und auf der Insel Kingigtorsuak unter fast 73 Grad n. Br. gefunden wurden. Vermutlich stammen sie aus dem Anfang des 14. Jahrhunderts.

[4]) Die Wiederentdeckung Grönlands nach dem Versinken der normannischen Kulturen erfolgte 1580 durch englische Seeleute auf der Suche nach der NW-Durchfahrt.

Literatur:

Anderson, Joh.: Nachrichten von Island, Grönland u. d. Straße Davis. Hamburg 1746

Blüthgen, J.: Wikinger auf Grönland. Geogr. Anz. 1936, S. 422

Büdel, J.: Die klima-morphologischen Zonen der Polarländer. Erdkunde Bd. II S. 22. ff. 1948

Dalager, Lars: Greenlandske Relationer. Copenh. 1758

Egede, Hans: Des Alten Grönlands neue Perlustration oder Naturell-Historie, Copenh. 1742

Egede, Hans: Beschreibung und Naturgeschichte von Grönland. Übers. v. Joh. Krünitz, Berlin 1763

Fromme, K.: Die nordgerman. Kolonisation im atlantisch-polaren Raum. Schriften d. Geogr. Inst. d. Univ. Kiel 1939

Fristrup, Børge: Die Klimaänderungen in der Arktis und ihre Bedeutung besonders für Grönland. Erdkunde Bd. VI S. 201 ff. 1952

Georgi, Johannes: 150 Jahre Grönlandforschung. Hamburg 1940

Gerstenberg, Joachim: Thule. Hamburg 1938

Hennig, Richard: Vienland-Überlieferungen. Geogr. Anz. 1937, S. 227

Hennig, Richard: Grönland in der Erdkunde des Mittelalters. Erdkunde Bd. IV 1950

Krenn, Ernst: Wer hat Amerika zuerst entdeckt? Peterm. Mitt. 94 Jg. S 207 ff. 1950

Mecking, Ludwig: Die grönländischen Normannensiedlungen im Licht ozeanischer Bedingungen und der heut. Erwärmung der Arktis. Peterm. Mitt. 93. Jg. S. 28 ff. 1949

Nansen, Fr.: Nebelheim Leipzig 1911

Nissen, Nis-Walter: Die sw-grönländische Landschaft und das Siedlungsgebiet der Normannen. 1924 Abh. a. d. Geb. d. Auslandskunde, Hamb. Univ. Bd. 5, Reihe C

Steensby, H. P.: Norsemen's Route from Greenland to Wine-Land. Medd. om Grønland, Kopenhagen 1918

Zu Fezer, Der Lake District:

Banks, F.: English Villages. London, 1963

Birkett, N.: The Lakes. In "The English Counties". London, 1949

Hay, Th.: Physiographic Notes from Lakeland. London, 1942

Louis, H.: Glazialmorphologische Studien in den Gebirgen der Britischen Inseln. Stuttgart, 1934

Mawer-Stenton: Introduction to the survey of English place-names. 3. Aufl. 1929

Pippan, Th.: Glazialmorphologische Untersuchungen im Lake District. Innsbruck, 1956

Schultze, J. H.: Großbritannien. Stuttgart, 1950

Tansley, A.: The British Isles and their vegetation. Cambridge, 1939

DIE KARAWANE

wird im Auftrag des Präsidiums der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde — Vorsitzender Professor Dr. Friedrich Seebass — herausgegeben von Dr. Kurt Albrecht mit Unterstützung von Gymn.-Prof. Dr. Kurt Bachteler. Die Zeitschrift erscheint viermal jährlich, die vorliegende Nummer 2, 1964/65 kostet für Einzelbezieher DM 2.40, Jahresabonnement für 4 Nummern DM 6.—. An die Mitglieder der Gesellschaft für Länder- und Völkerkunde erfolgt die Auslieferung kostenlos.

Früher erschienene Hefte sind zum Teil noch lieferbar. Bitte verlangen Sie Gratis-Verzeichnis.

Bildnachweise:

Seite 5, 9 Prof. Dr. Seebass; Umschlagseite, Seite 15, 17, 19, 24, 25, 27, 28, 29 Stud. Dir. Weise; Seite 33 Dr. Kurt Albrecht; Seite 35 (nach G. Saetersdal und A. Hylen, Zeitschrift für den Erdkundeunterricht 8/1961), 37 (nach K. Landmark, E. Lökse, J. Vikinstad und O. Vorren, aus Norsk Geografisk Tidsskrift 1-4/1959) Gymn. Prof. Dr. Ottmar; Seite 43 Wiss. Rat Dr. Fezer; Seite 47, 49 (nach Freemann), 51 (nach Stamp-Beaver, „The British Isles"), 57, 59 Dr. Hellwig. (Die Klischees der Abb. S. 47, 49, 57 u. 59 verdanken wir der Freundlichkeit des Kosmos-Verlages).

Vorankündigung:

Der Inhalt unseres nächsten Heftes ist der griechischen Inselwelt gewidmet.

Reiseprogramme der Karawane-Studienreisen

bitten wir bei dem Büro für Länder- und Völkerkunde, Ludwigsburg, Bismarckstraße 30, anzufordern.